

stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

93

Winter 2014

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287

Begleitheft zur Ausstellung

Romane Thana

Orte der Roma und Sinti



12. Februar bis 17. Mai 2015
Wien Museum Karlsplatz





Kann ich von meinem
Abo-Vertrag zurücktreten?

Wer hilft mir, wenn meine
Bankomatkarte gestohlen wurde?

Welche Leistungen beinhaltet
eine Pflegeversicherung?

ENTGELTICHE EINSCHALTUNG

Alles Wissenswerte zum Thema Einkauf, Versandhandel,
Werbefahrten, Handy, Wohnen, Auto und vieles mehr auf:

 **konsumentenfragen.at**

Das Konsumentenportal des Sozialministeriums

sozial
MINISTERIUM

BUNDESPRESSEDIENST ■ ÖSTERREICH



stimme 93 >>

Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben**, Jahnstraße 17, 6020 Innsbruck |

Tel.: (+43 512) 586 783

Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | **Gumpendorfer Straße 15/13**, 1060 Wien, Tel.: (+43/1) 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Anita Konrad, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess, Vida Bakondy**

Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydoğdu) | fazz@fazz3.net

Lektorat: **Nikolaus Stenitzer** | www.zeichenweise.com

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.**, Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | office@dfd.co.at

Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck

Anzeigen: **Helga Kovrigar** | office@initiative.minderheiten.at

Abo-service: **Kai Kovrigar** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland (für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: www.initiative.minderheiten.at |

www.zeitschrift-stimme.at

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

04 | **Aushang**
Kurzmeldungen

05 | **Editorial**
Gamze Ongan

06 | **Stimmfrage**
Dogma
Hakan Gürses

08 | **Gasteditorial**
Cornelia Kogoj

9–10 | **Wohnorte, Wallfahrtsorte, Verstecke**
Entstehung einer Ausstellung
Andrea Härle

11–13 | **Österreichische Roma-Politik**
Weichenstellungen in der Zweiten Republik
Erika Thurner

14–15 | **4to feberi 1995**
Erinnerungen an das Bombenattentat auf Roma in Oberwart
Manuela Horvath

16–17 | **Gawa Diwis**
Ein Lied geht um die Welt
Tamara Marlena Weinrich

18–19 | **Wien ist die Traumstadt der Roma**
Interview mit Amalia Buligovits, Romni und „Gastarbeiterin“
Usnija Buligović

20–22 | **#Webrom2014 – Roma Digital Identities**
Das Internet als Romano Than/Ort der Roma
Gilda-Nancy Horvath

23–24 | **Nationalsozialistische „Zigeuner“-Verfolgung**
Am Beispiel Sidonie Adlersburg
Erika Thurner

25 | **Bewegungsfreiheit**
Zwei interessante Podiumsdiskussionen zum Thema Sport und Minderheiten | Angela Wieser

26 | **Groll**
Ein arisiertes Traktorenwerk, ein Urenkel Sigmund Freuds und behinderte Arbeitssklaven | Erwin Riess

28–29 | **Nachlese**
Reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist
Julia Wiegele

30–31 | **Spurensicherung**
Keine Arbeitsvisa an jugoslawische Roma
Vida Bakondy

32–33 | **Lektüre**
Rezensionen

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: **STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten** ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der **Bürgerinitiative Demokratisch Leben** (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.



Foto: Rosmarin Frauendorf

Drei Frauen. Viele Verhöre

In einem österreichischen Polizeianhaltezentrum treffen drei Frauen aufeinander, aus jeweils einem arabischen, einem afrikanischen und einem osteuropäischen Land. Geflüchtet aus verschiedenen Gründen, wännen sie sich endlich in Sicherheit. Doch die Beamten interessiert vor allem die Frage: Wer sind die Schlepper, die diese Frauen in die „Festung Europa“ schmuggelten?

Der Roma-Theaterverein **Romano Svato** geht in seinem neuen Theaterstück „Heroes“ ebenfalls dieser Frage nach: Wer sind diese Schlepper? Schwere Kriminelle oder mutige Lebensretter? Nach einem Text

von Marianne Strauhs und in der Regie von Sandra Selimovic werden drei Lebensgeschichten aufgerollt und die Frage nach der „wahren“ Geschichte gestellt. Es spielen Simona Selimovic, Denise Teipel, Cristina Ablinger und Sebastian Kolin.

Premiere:
26.1.2015, 19:30 Uhr
Weitere Spieltage:
27. und 28. 1.
sowie 2., 3. und 4. 2. 2015
jeweils um 20:00 Uhr
Ort: **WERK X – Eldorado**,
Petersplatz 1, 1010 Wien
Kartenreservierung:
reservierung@werk-x.at

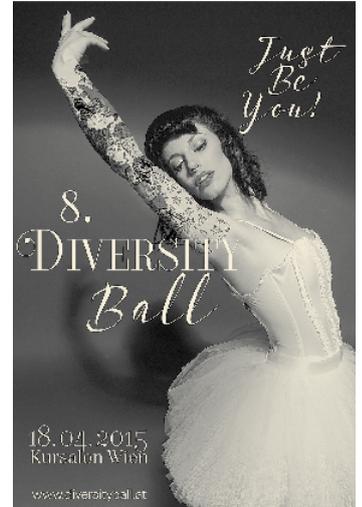
Filmische Visionen

Der Kurzfilmwettbewerb **Zeitimpuls^{europa}** ist ein offenes Forum für alle jungen Menschen zwischen sechs und 29 Jahren, die sich im Medium Film mit Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit, Religion, Alter, sexueller Orientierung, Weltanschauung und Behinderung als komplementären Elementen einer pluralistischen Gesellschaft beschäftigen wollen.

Zum Wettbewerb zugelassen sind sowohl professionelle Produktionen als auch Amateurfilme, Schul- und Gruppenprojekte sowie Einzelprojekte ohne Einschränkung des Genres (Dokumentarfilm, Trick- und Animationsfilm, Musikvideo, Handyfilm). Sie dürfen lediglich die maximale Länge von 90 Sekunden nicht überschreiten (ohne Vor- und Nachspann).

Vorgesehen sind über 2.000 Euro Preisgeld und weitere Gewinne.

Einsendeschluss: **30. April 2015**
Weitere Infos und Anmeldung:
www.zeitimpuls.at



Sei einfach du selbst!

Just be you! ist das Motto des **Diversity Balls 2015**, der am 18. April im Kursalon Wien stattfindet. Das einzigartige Fest des Respekts und der Lebensfreude wird nunmehr seit acht Jahren von **equalzent** – Qualifikationszentrum für Gehörlosigkeit, Gebärdensprache, Schwerhörigkeit und Diversity Management organisiert.

Programm und Kartenvorverkauf:
www.diversityball.at



Inter-Culture Club
Konzert und Party
für die
Initiative Minderheiten
24. Jänner 2015
Schwarzberg
(ehemals Ost-Klub), Schwarzenbergplatz 10

Mit dieser *Stimme*-Ausgabe begleiten wir die von der **Initiative Minderheiten** gemeinsam mit dem Romano Centro, dem Wien Museum und dem Burgenländischen Landesmuseum realisierte Ausstellung „Romane Thana – Orte der Roma und Sinti“.

In einem Gasteditorial setzt sich **Cornelia Kogoj**, Mitkuratorin von „Romane Thana“, mit den gängigen Repräsentationsformen der Minderheiten im musealen Kontext auseinander.

Andrea Härle, Ideengeberin der Ausstellung und ebenfalls Mitkuratorin, schildert die Entstehung der Ausstellung und des Erzählkonzepts: Konkrete Orte als Anker, um die Geschichte und Gegenwart der Roma und Romnja in Österreich zu erzählen.

Erika Thurner diskutiert die positiven Entwicklungen in Österreichs Roma-Politik seit den frühen 1980er Jahren, die hauptsächlich den Roma-Selbstorganisationen zu verdanken sind (siehe auch Seite 10). In einem zweiten Text beschäftigt sich Thurner mit der nationalsozialistischen „Zigeuner“-Verfolgung am Beispiel von Sidonie Adlersburg, ermordet mit zehn Jahren im KZ Auschwitz.

Entsprechend dem Themenschwerpunkt geht **Vida Bakondy** in ihrer Kolumne einem Telegramm des Außenamtes an die österreichischen diplomatischen Vertretungsbehörden in Jugoslawien aus dem Jahr 1965 nach: „Erteilt keine SV an Angehörige jugosl. Zigeunergruppen“.

Wie schon bei „Gastarbajteri – 40 Jahre Arbeitsmigration“ im Wien Museum (2004) haben auch diesmal Personen aus der Community einen Teil der Ausstellungsbeiträge gestaltet, sind also Autoren und Autorinnen ihrer Erzählstationen. Die *Stimme* hat sie gebeten, ihre visuellen Beiträge über die Geschichte und Gegenwart von Roma und Sinti in Österreich zu verschriftlichen: Ihren persönlichen Bezug zum jeweiligen Thema und, das, was die Ausstellungsbesucher und -besucherinnen eventuell nicht zu sehen bekommen.

Zum Zeitpunkt des Bombenattentats in Oberwart im Jahr 1995, bei dem vier Roma ermordet wurden, war **Manuela Horvath** zehn Jahre alt. Unter den Toten waren auch zwei ihrer Cousins. Oberwart 1995 ist für sie ein „Romano than“, ein Ort der Roma. Sie erzählt in ihrem Text, wie sie den Abend des Attentats erlebt hat und wie sie bis heute damit lebt.

Für **Tamara Marlena Weinrich** ist die Musik ein allen Sinti gemeinsamer Ort. Sie veranschaulicht dies anhand eines Liedes, das von ihrem Vater, dem Musiker Robert Weinrich, geschrieben wurde und um die Welt ging: Gawa Diwis.

Die größte Roma-Gruppe in Österreich bilden Roma und Romnja, die mit dem Beginn der 1960er Jahre vom Balkan als „Gastarbeiter“ nach Österreich kamen (siehe auch Seite 22). **Usnija Buligović** fragt im Interview die Romni und „Gastarbeiterin“ Amalia Buligovits nach ihrer Migrationsgeschichte und ihren Roma-Orten in Wien.

Und schließlich befasst sich **Gilda-Nancy Horvath** mit *Roma Digital Identities*, mit dem Internet als Ort gesellschaftlicher Partizipation und politischer Vernetzung einer jungen Roma-Generation.

Leider hatten wir keinen Platz für die anderen Orte und die dazugehörigen Erzählungen, die in der Ausstellung vorkommen. Etwa Floridsdorf (Willi Horvath), die Wiener Krankenhäuser und die Hausmeisterwohnungen (Rabie Perić und Žaklina Radosavljević), den Rock der Mutter als Sternenzelt (Lilly Habelsberger) oder die Haut des Vaters (Robert Gabris).

Aber gehen Sie hin und sehen Sie selbst: Ab dem 12. Februar 2015 ist auch das Wien Museum ein „Romano than“, ein Ort der Roma und Sinti.

In eigener Sache

Vor der Ausstellungseröffnung freuen wir uns noch auf unseren traditionellen Inter-Culture Club. Das Benefizkonzert für die Initiative Minderheiten und die anschließende Party finden am 24. Jänner 2015 zum achten Mal in Schwarzberg (ehemals Ost-Klub) statt. Diesmal spielen für uns und für euch unter anderem das **Diknu Schneeberger Trio**, **Me and Jane Doe** sowie die junge Singer-Songwriterin **Nina-Celine**.

Eine anregende Lektüre und erholsame Tage zum Jahresende wünscht
Gamze Ongan | Chefredakteurin

Romane Thana

Die Bilder auf unserer Cover-Illustration stammen vom YouTube-Video „Erinnerungen 1970. Musik Gipsy Love mit Jano Stojka“
<https://www.youtube.com/watch?v=SIFJBlq66Zg>

Dogma

„Rom wollte immer herrschen, und als seine Legionen fielen, sandte es Dogmen in die Provinzen.“ (Heinrich Heine)

Ich bin, wie man so schön sagt, hauptberuflich in der politischen Bildung tätig. Das bedeutet, dass ich regelmäßig Zeuge von Sprechhandlungen werde, in denen stets irgendeine Person, vorwiegend vom Lehrberuf, andere Anwesende mit den schönen Aspekten ihrer Arbeit zwangsbeglückt. Die Rede schließt zumeist an einen soeben gehörten Vortrag an, tarnt sich somit als Frage aus dem Publikum und beginnt wie folgt: „Es bringt nichts, dass die Kinder in der Klasse Dinge auswendig lernen; wichtig ist, dass sie das *kritische* Denken erlernen.“ Dieser Rezitation des wohl auswendig gelernten Grundsatzes folgen eine längere Aufzählung der eigenen Lebensstationen, welche die nun dargebotene Hochleistung erklären sollen; dann die Lobpreisung des eigenen „Projekts“ und der dort zur Anwendung kommenden tollkühnen Didaktik mitsamt einer Parade glänzender, wenn auch bisher kaum gehörter Namen; schließlich der Aufruf, man möge gefälligst diesen, und nur diesen einzig richtigen Weg befolgen, wenn man – verdammt noch einmal! – aufklärerische, demokratische und jedenfalls *kritische* Pädagogik in diesen finsternen Zeiten wie eine Fackel vor sich tragen möchte. Gefühlsmäßig kommt eine solche Sprechhandlung pro Veranstaltung, je nach Länge, vier- bis zehnmal vor.

Gut, jeder Beruf hat seine schwierigen Seiten. In politischen Belangen, sei es nun politische Theorie, Praxis oder Bildung, stehen die selbst gewählten und nach außen hin hochgehaltenen Standards jedoch in einem besonders harten Widerspruch zur eigenen Rede und zum eigenen Tun. Das *Kritische* wird darin so oft gepriesen und feilgeboten, dass dieses eigentlich sinnvolle Wort inzwischen nur mehr zur Rechtfertigung von Dogmen eingesetzt wird, ja selbst ein Dogma geworden ist. Der „Beutelsbacher Konsens“, ein bereits in den 1970er Jahren in der BRD erstellter Berufskodex für politische Bildner_innen, empfiehlt das Unterlassen jeder Art von Indoktrination im Politikunterricht. Die in diesem Zusammenhang immer wieder gestellte Frage, wie man denn überhaupt im Unterricht nicht indoktrinieren könne, mag zwar ihre „kritische“ Berechtigung haben; sie wäre aber meines Erachtens hinfällig, könnten die Fragesteller_innen selbst zwischen Doktrin (oder Dogma) und Kritik unterscheiden.

Dogmatisches Denken, Handeln und Reden – diese dreifaltige Einfältigkeit kommt freilich auch außerhalb der (politik-)pädagogischen Selbstinszenierungen zum Tragen. Etwa in den sogenannten Sozialen Medien. Platzieren Sie auf Ihrer Facebook-Seite zu irgendeinem beliebigen neuralgischen Themenfeld (Israel-Palästina, Islamgesetz, das N-Wort ...) ein „Posting“, das eine der gewöhnlich zwei Antipoden zu unterstützen scheint. In spätestens drei Minuten werden Sie von einem regelrechten Sturm der Verbalinjurien (sogenannte Kommentare) durch die Revolutionswächter des anderen Pols

hinweggefegt. Diese Zerberusse des jeweiligen Dogmas warten offenbar schlaflos auf diese eine Minute, in der ihnen ein unvorsichtiger „User“ das Stichwort für die eingeübte Pose der Entrüstung liefert. Sie haben in diesem bipolaren System eigentlich keine Chance, neben dem Dogma A und dem Dogma B etwa die Möglichkeit C oder gar die Alternative AB ins Feld zu führen; Sie werden zwischen A und B förmlich zerrieben. Wenn Sie etwas komplexer denken und in einer polarisierenden Frage eine Haltung einnehmen wie: „Diese Frage kann auch anders gestellt werden ...“; wenn Sie also zwischen Skylla und Charybdis stehen, weil Sie zu keinem dieser beiden Ungeheuer gehören wollen – dann haben Sie in der politischen Welt der Dogmen und Doktrinen keine Überlebenschance.

Dogmatiker_innen haben sich eine Menge von Strategien zu rechtgelegt, um sich ihren eingeschränkten politischen Horizont als „Welt“ schmackhaft zu machen – mit anderen Worten: um sich selbst auszutricksen. Da sie trotz aller Beteuerungen nicht eigenständig Entscheidungen treffen können, sondern stets auf den doktrinären Imperativ horchen müssen, handeln sie nach einfachen, stets abrufbaren Faustregeln. Etwa: Der Feind meines Feindes ist mein Freund. „Wer, wie? Judith was? Butler? Lesbisch und jüdisch? Um Gottes Willen, igit! Was, sie hat Hamas als soziale Bewegung bezeichnet? Wurde sie deshalb von Israel und dem Zentralrat der Juden in Deutschland kritisiert? Her damit! Bravo Judith, äh, Butler!“

Andere wichtige Faustregel: „Ich bin *kritisch*; wer meinen Standpunkt anzweifelt, ist daher ein Denunziant.“ Da Dogmatiker_innen keine Kritik vertragen, und eigentlich auch nicht wissen, was Kritik ist und wie Kritik geübt wird, erblicken sie in jeder an sie gerichteten Kritik Denunziation. Demgemäß sind sie auch schnell gekränkt, verletzt, beleidigt ...

Der sozialpsychologische Terminus „kognitive Dissonanz“ beschreibt ein Unwohlsein-Gefühl aufgrund einer Wahrnehmung: Das Dazukommen einer neuen Information etwa übt einen großen Druck aus und zwingt das Individuum zur Ergreifung einer „druckmindernden“ Strategie. In der kollektiven Innenwelt doktrinären Denkens ist die zumeist angewandte Strategie das Leugnen: „Rauchen gefährdet die Gesundheit? Das behauptet die Krankenhaus-Lobby!“ Es ist auch kein Zufall, dass alle Dogmatiker_innen – und das ist ihre dritte Faustregel – zu Verschwörungstheorien neigen.

„Das Dogma ist nichts anderes als ein ausdrückliches Verbot zu denken“, schrieb einst Ludwig Feuerbach. Damit ist eigentlich alles gesagt! Und wäre unsere „Minderheitenszene“ nicht leider fast durchsetzt von Doktrinen und Dogmatiker_innen, hätte ich meine Zeit nicht mit dem Aufschreiben dieser Selbstverständlichkeiten vertan.

Romane Thana

Orte der Roma und Sinti

BETEILIGTE

Idee

Andrea Härle

KuratorInnen

Andrea Härle, Cornelia Kogoj, Werner Michael Schwarz,
Michael Weese, Susanne Winkler

AutorInnen

Gerhard Baumgartner

Usnija Buligović

Barka Emini

Robert Gabris

Lilly Habelsberger

Gilda Horvath

Manuela Horvath

Willi Horvath

Rabie Perić

Žaklina Radosavljević

Barbara Tiefenbacher

Marius Weigl

Manuel Weinrich

Tamara Weinrich

Gefördert durch

BMBF

Zukunftsfonds

Nationalfonds

ERSTE Stiftung

BKA Volksgruppenabteilung

MA 7

Beteiligte Organisationen

Romano Centro

www.romano-centro.org

Initiative Minderheiten

www.initiative.minderheiten.at

www.gastarbajteri.at

Wien Museum Karlsplatz

www.wienmuseum.at

Landesmuseum Burgenland

www.burgenland.at/landesmuseum



Die Initiative Minderheiten widmet sich in den letzten Jahren verstärkt Fragestellungen rund um die historischen und gegenwärtigen Repräsentationsformen von Minderheiten im musealen, medialen und politischen Raum. Wie kommen Geschichte(n), Erzählungen und Bilder von Minderheiten in Museen und Archiven vor? Und wie kann eine Gegenerzählung dazu aussehen, die aus den Perspektiven der Minderheiten selbst stammt?

Als Andrea Härle, Leiterin des Romano Centro, im Jahr 2012 mit der Idee einer Ausstellung zur Geschichte der Roma und Sinti in Österreich an die Initiative Minderheiten herantrat, war uns klar, dass wir in dieser Kooperation auf den Ansatz, der sich schon bei der Ausstellung „Gastarbajteri – 40 Jahre Arbeitsmigration“^[1], bewährt hatte, zurückgreifen würden. So sollte auch diese Ausstellung „aus der Sicht ihrer Protagonisten [...] selbst erzählt werden, und diese sollten auch in der Produktion der Ausstellung eine aktive Rolle spielen“^[2]. Denn die Initiative Minderheiten versteht sich seit ihrer Gründung im Jahr 1991 nicht als Stellvertreter-Organisation, sondern als eine, in der minorisierte Gruppen für sich selbst sprechen.

„Die klassischen nationalen Gedächtnisorte und -rituale sind für Immigranten nicht anschlussfähig“^[3], schreibt die Historikerin und Museologin Regina Wonisch. Dieser Befund ist, wie wir meinen, ebenso auf andere Minderheitengruppen übertragbar. Eine der Kernfragen der Ausstellung „Romane Thana – Orte der Roma und Sinti“ ist daher jene, wie Minderheitenerzählungen in offizielle Gedächtnisorte getragen werden können und wie in diesen Orten mit historischem Bild- und Archivmaterial umgegangen werden kann. Denn gerade Roma sind seit dem Spätmittelalter nicht nur Verfolgung, sondern auch dem exotischen Blick ausgesetzt und Objekt fotografischen Begehrens.^[4] „Es gehört zu den grundlegenden Bedingungen des fotografischen Sehens von ‚Zigeunern‘, dass fast alle in Archiven und öffentlichen Sammlungen überlieferten Aufnahmen von Sinti und Roma nicht von Angehörigen der Minderheit selbst aufgenommen wurden, und dass sie nicht selten ohne ihr Einverständnis oder gar gegen ihren Willen entstanden“^[5] sind.

Um die Community-Perspektiven in die Ausstellung einzubeziehen, haben wir Personen aus den unterschiedlichen Roma-Communitys angefragt, einen Beitrag für die Ausstellung zu gestalten. Sie wurden gebeten, ausgehend von einem konkreten Ort eine eigene Geschichte zu entwickeln.

Herausgekommen sind unterschiedliche Erzählungen und Orte wie etwa Oberwart – Ort des Bombenanschlags 1995, die Wiener Krankenhäuser – Arbeitsplatz vieler Roma aus dem ehemaligen Jugoslawien, der Rock der Mutter als Zuflucht und „Sternenzelt“, aber auch das Internet als Raum der politischen Kommunikation innerhalb einer jungen europäischen Roma-Community. Kontextualisiert wird die Ausstellung in einer ausführlichen Timeline unter anderem zur Geschichte der Verfolgungen sowohl im Nationalsozialismus als auch davor.

Dieses Prinzip der AutorInnenschaft wurde bereits bei der Ausstellung „Gastarbajteri“ – dank einer Idee von Simonetta Ferfaglia und Heinrich Pichler von *gangart* – als zentrales Narrationsmittel angewendet.

Wichtig war uns vor allem auch, dass die Ausstellung mit Fragestellungen beginnt, die in der Gegenwart liegen. So werden die BesucherInnen gleich zu Beginn der Ausstellung mit einer Doppelkonferenz zweier junger Aktivistinnen der Roma Community konfrontiert: Sie diskutieren, was eine Ausstellung, die erstmals in zwei wichtigen österreichischen Geschichtsmuseen zu sehen sein wird, für die Minderheit leisten kann, und wo ihre Grenzen liegen.

Mit dieser Herangehensweise versuchen wir nicht nur gängige Ausstellungspraxen, sondern generell das Museum als Ort und Sammlung zu hinterfragen, in dem bislang vor allem „authentische“ Objekte aus den Communitys gefragt und diese selbst meist nur in den Veranstaltungsteil eingebunden waren. Die zentrale Einbeziehung der ProtagonistInnen in die Ausstellung, ist als Prozess zu werten. Dass sich das Wien Museum nach „Gastarbajteri“ erneut und nun auch gemeinsam mit dem Burgenländischen Landesmuseum darauf eingelassen hat, stimmt hoffnungsvoll. ■

Cornelia Kogoj | Generalsekretärin der Initiative Minderheiten

^[1] Die Ausstellung „Gastarbajteri“ wurde 2004 von der Initiative Minderheiten in Kooperation mit *gangart*, Peregrina u. a. im Wien Museum am Karlsplatz und in der Hauptbücherei am Gürtel realisiert.

^[2] Kogoj, C./Ongan, G.: Die Ausstellung „Gastarbajteri – 40 Jahre Arbeitsmigration“ – Migrationsgeschichte aus NGO-Perspektive. In: Wonisch, R./ Hübner, T. (Hg.): Museum und Migration. Konzepte – Kontexte – Kontroversen. Bielefeld 2012, S. 90

^[3] Wonisch, Regina: Museum und Migration. Einleitung. In: ebd., S. 16

^[4] Vgl. Bogdal, Klaus-Michael: Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung. Berlin 2011

^[5] Reuter, Frank: Fotografische Repräsentation von Sinti und Roma: Voraussetzungen und Traditionslinien. In: Peritore, S./ Reuter, F. (Hg.): Inszenierung des Fremden. Fotografische Darstellung von Sinti und Roma im Kontext historischer Bildforschung. Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma. Heidelberg 2011, S. 163–222

Wohnorte, Wallfahrtsorte, Verstecke

Entstehung einer Ausstellung

Welche Plätze waren und sind für die Roma und Sinti-Gruppen in Österreich relevant – die Burgenland-Roma, die Lovara und die Sinti sowie die viel größere Zahl jener Roma und Romnja, die als „Gastarbeiter_innen“ oder Flüchtlinge nach Österreich gekommen sind? Was zeichnet diese Orte aus, und was können sie über die Geschichte dieser Menschen erzählen?



Ursula Hemetek und Karl Stojka im Wiener Interkulttheater 1994; Foto: Mehmet Emir

Der Verein Romano Centro, in dem Roma und Sinti aus unterschiedlichen Gruppen vertreten sind, wurde 1991 in Wien gegründet und bietet Bildungsprogramme (Lernhilfe, Schulmediation) und Beratung (Sozial- und Frauenberatung sowie Rechtsberatung bei Diskriminierung) an. Die Zielgruppe sind Roma und Sinti, insbesondere Kinder und Jugendliche. Ein Teil der Vereinsaktivitäten richtet sich auch an die Mehrheitsgesellschaft und an andere Minderheiten: Das Romano Centro informiert über eine eigene Zeitschrift

und durch Informationsveranstaltungen sowie mit einer Bibliothek zur Situation von Roma. Durch Trainings, den Antiziganismusbericht, rechtliches Einschreiten und Pressearbeit wird gegen Romafeindlichkeit vorgegangen.

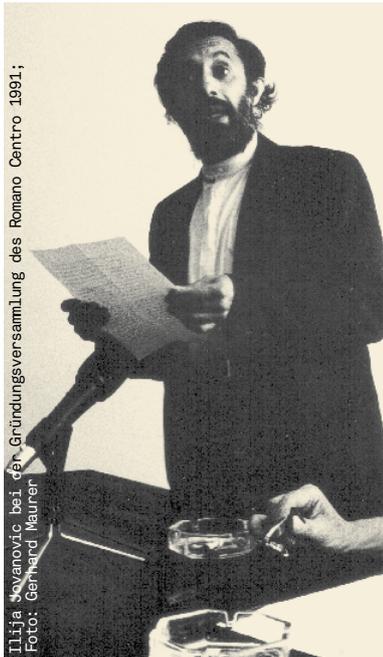
Seit fast acht Jahren darf ich an der Erfüllung dieser Aufgaben mitwirken. Vor einigen Jahren fing ich an, über „Orte der Roma“ nachzudenken: Ein erster Impuls ergab sich bei der Lektüre autobiografischer Aufzeichnungen von Roma/Romnja und Sinti/

Sintize^[1], in denen häufig konkrete Orte – bis hin zu Adressen – genannt wurden: Wohn- und Arbeitsorte, Wallfahrtsorte, Verstecke, Orte des Zwangs und der Verfolgung, aber auch Orte der Ruhe und des Glücks.

Hinzu kam die Auseinandersetzung mit den Gedenk- und Erinnerungsorten des Genozids: Gräber, die Roma nach ihrer Rückkehr aus den Konzentrationslagern in Burgenland für jene Angehörige errichten ließen, die den NS-Terror nicht überlebt hatten. Sie wollten dort gedenken, wo sie lebten, wo die Ermordeten gelebt hatten, und nicht an einem entfernten Ort des Grauens. Oder neuere schmerzhaftere Ereignisse: Oberwart 1995, wo vier Roma durch ein Bombenattentat ermordet wurden.

^[1] Stojka, Ceija: *Wir leben im Verborgenen. Erinnerungen einer Rom-Zigeunerin*. Wien 1988 | Dies.: *Reisende auf dieser Welt*. Wien 1992 | Stojka, Mongo: *Papierene Kinder. Glück, Zerstörung und Neubeginn einer Roma-Familie in Österreich*. Wien 2000 | Stojka, Karl: *Auf der ganzen Welt zuhause. Das Leben und Wandern des Zigeuners Karl Stojka*. Wien 1994 | Laher, Ludwig (Hg.): *Uns hat es nicht geben sollen. Drei Generationen von Sinti-Frauen erzählen*. Grünbach 2004 | Nikolic, Mišo: *... und dann zogen wir weiter*, Klagenfurt 1997 | Ders.: *Landfahrer. Klagenfurt 2000* | Mri *Historija. Lebensgeschichten Burgenländischer Roma*. Kleinbachselten 2009

^[2] „Roma an die Universität!“ und ROMBAS



Wie könnte man konkrete Orte als Anker nutzen, um die Geschichte und Gegenwart der Roma und Romnja in Österreich zu erzählen? Jener Gruppen, denen der Antiziganismus „Ortlosigkeit“ zuschreibt und sie somit zu „Fremden“ macht? Und die bis heute an vielen Orten Europas darum kämpfen müssen, bleiben und (über-)leben zu dürfen?

Für eine Ausstellung als Erzählform sprach die Möglichkeit, heterogenes Material und Medien zeigen zu können; dagegen der große Aufwand, den eine Ausstellung erfordert.

Die ersten Überlegungen wurden im Rahmen der Europäischen Roma-Kunstaussstellung ROMALE! 2010 (veranstaltet von der Akademie Graz) entwickelt und in einem Erzählcafé mit Emmerich Gärtner-Horvath (Verein Roma-Service) und dem Künstler Alfred Ullrich vorgestellt. Erste Recherchen zu Orten und mit diesen zusammenhängenden Lebensgeschichten wurden durchgeführt, der Titel „Romane Thana“ entstand. Wir forschten in Biografien und in Museen nach und knüpften weitere Kontakte.

Trotz der Bemühungen aller Beteiligten und des grundsätzlichen

Willens des Romano Centro, die Ausstellung weiter zu entwickeln, drohte das Projekt aus Mangel an finanziellen und personellen Ressourcen zu scheitern. Wir standen vor der Entscheidung, es ganz bleiben zu lassen oder etwas Kleineres zu machen. Die dritte Möglichkeit bestand darin, eine Kooperationsmöglichkeit mit der Initiative Minderheiten zu suchen, die mit der Ausstellung „Gastarbeiter“ (2004) im Wien Museum gezeigt hatte, wie ein so komplexes Vorhaben gelingen kann, und vor allem wie die Sichtweisen der Communitys ins Zentrum gestellt werden können.

Als besonders vorteilhaft für das nunmehr gemeinsame Vorhaben des Romano Centro mit der

Initiative Minderheiten erwies sich die bestehende Zusammenarbeit in anderen Projekten, in denen Roma und Romnja zur Bildungssituation ihrer Communitys forschten.^[2] Die enge Kooperation mit engagierten jungen Roma/Romnja und Sinti/Sintize erleichterte es, Community-Mitglieder auf eine mögliche Beteiligung an der Ausstellung anzusprechen.

Aus nahezu allen Anfragen ist letztlich eine Erzählung entstanden, die ihren Platz in der Ausstellung oder im Katalog gefunden hat.

Andrea Härle studierte Europäische Ethnologie in Wien und ist seit 2007 Geschäftsführerin des Romano Centro.

Roma- und Sinti-Selbstorganisationen

Eine Initiative gegen Diskriminierung bei Stellenvermittlungen (das Oberwarter Arbeitsamt führte noch in den 1980er Jahren den Vermerk „Bitte Zigeuner nicht vermitteln“), gegen das Abschieben von Romakindern in die Sonderschulen und gegen ein Lokalverbot in einer Oberwarter Diskothek führte dazu, dass am 15. Juli 1989 der erste Roma-Verein in Österreich gegründet wurde: der **Verein Roma** in Oberwart.

Im Jahr 1991 folgten in Wien die Gründung des **Romano Centro** und des **Kulturvereins Österreichischer Roma**. Während sich der Kulturverein damals vor allem für die gesetzliche Anerkennung der Roma und Sinti als Volksgruppe einsetzte, welche 1993 auch erfolgte, ist das **Romano Centro** seither die einzige Organisation,

die nicht nur österreichische Roma vertritt, sondern auch jene, die seit den 1960er Jahren aus (dem ehemaligen) Jugoslawien zugewandert sind.

Ende der 1980er Jahre kommt – vor allem durch Ceija Stojkas Buch „Wir leben im Verborgenen“ – das Thema „NS-Wiedergutmachung“ an die Öffentlichkeit. So ist der Linzer Sinti-Verein **Ketani** aus einer Initiative entstanden, die sich für Entschädigungszahlungen an die NS-Überlebenden einsetzte.

Ein weiterer Schwerpunkt lag auf der Verschriftlichung des Romani. Auf Initiative des Vereins **Romaservice** und der Universität Graz wurde 1995 die erste Publikation, die Alphabetfibel **Amen Roman Pisin** (Wir schreiben Roman) auf Burgenlandromani herausgebracht. Publikationen in Lovara-Romani folgten.

In den letzten Jahren sind insbesondere in Wien neue Selbstorganisationen – vor allem von Roma aus dem ehemaligen Jugoslawien – entstanden, wie etwa der

Verein **Vida Pavlovic** oder **romakult**. Und seit 2013 gibt es mit **Karika – für Roma und Sinti** den zweiten Roma-Verein in Oberwart.



Österreichische Roma-Politik

Weichenstellungen in der Zweiten Republik

Von Chancengleichheit und gelungener Integration sind Roma in Österreich noch weit entfernt!“ So die Positionsbestimmung von Rosa Gitta Martl, Aktivistin der ersten Stunde, in einem kürzlich fertiggestellten Filmdokument.^[1] Dabei konnten in den letzten Jahrzehnten gravierende gesellschaftspolitische Verbesserungen für die österreichischen Roma erkämpft werden.

Ein Meilenstein in der österreichischen Roma-Politik ist die im Dezember 1993 erreichte Anerkennung der österreichischen Roma als sechste Volksgruppe. Dadurch war Österreich zum Zeitpunkt seines EU-Beitritts 1995 das einzige Land der Union, in dem den altingesessenen Roma besonderer Minderheitenschutz und Förderung zugesichert wurden. Kann Österreich deshalb als Vorbild für andere Länder gelten? Ja und Nein. Bis heute sehen sich die wenigsten europäischen Länder veranlasst, diesem Beispiel zu folgen. Demokratischen Prinzipien geschuldete, konstruktive nationale und europäische Minderheitenpolitiken bleiben – geht es um die Roma – allzu oft im Ankündigungsstadium stecken.

Auch Österreich war bis in die 1980er Jahre weit davon entfernt, die eigene, durch die NS-Ausrottungspolitik extrem dezimierte Roma-Bevölkerung zu schützen, geschweige denn zu schätzen. Es existierte keinerlei Interesse an deren Verfolgungsgeschichte, die im

Nationalsozialismus den absoluten Höhepunkt erreicht hatte. Vielmehr wurden nach 1945 Ausgrenzung und Diskriminierung praktiziert, die wenigen KZ-Überlebenden und deren Nachkommen in prekäre Lebensverhältnisse gedrängt, die jüngeren Menschen ihrer Zukunftschancen beraubt.

Altbekannte und durch die NS-Ideologie erweiterte Klischees und Negativbilder festigten (erneut) das Verhältnis zwischen Mehrheits- und Minderheitsbevölkerung. Behördliche Aufrufe und Amtshandlungen untermauerten und sanktionierten alltägliche Abwertungen und raffeindliches Vorgehen. So waren die Überlebenden damit konfrontiert, dass Anfang der 1950er Jahre NS-Täter, die maßgeblich den „Zigeuner“-Holocaust mitentfesselt und -vollzogen hatten, sich schon wieder auf freiem Fuß befanden (Gnadenspruch für Tobias Portschy durch den Bundespräsidenten). Andere Mitwirkende im Verfolgungskosmos (NS-Lagerleiter, Wachebeamten mit SS-Rängen) agierten als

„glaubwürdige Zeugen“, wodurch erreicht wurde, dass Renten- und Entschädigungsanträge von KZ-Überlebenden abgeschmettert und die Betroffenen in den gerichtlichen Verfahren gedemütigt wurden.

Frühe Arbeiten über den „Zigeuner-Holocaust“ fanden – wie auch spätere, umfassendere Publikationen – wenig Beachtung. Dennoch: Sie bildeten das Fundament für die gesellschaftspolitische Aufwertung der Roma. Eine anfangs kleine Solidargesellschaft (Angehörige von Lagergemeinschaften und KZ-Verbänden) erhielt Verstärkung durch vorwiegend jüngere Forscherinnen (die erste Generation bestand aus Frauen!)^[2] und SympathisantInnen. Dem Bemühen um die Integration der Roma in die NS-Gedenkgesellschaften (Mahnmal-Errichtungen in Lackenbach 1984, in Salzburg 1985) folgten Aktivitäten zwecks Zuerkennung eines gleichwertigen NS-Opferstatus sowie von verweigerter Fürsorgeleistungen. Diesem Engagement der „Gadze“ schlossen sich ab 1988/89 auch Roma an, traten heraus aus dem „Verborgenen“: Ceija Stojka, Rudolf Sarközi, Eduard Karolyi, Rosa G. Martl – mit der Konsequenz, dass im Juli 1989 der erste Roma-Verein in Oberwart gegründet wurde. Damit waren

^[1] Starke Frauen der Sinti und Roma. Dokumentarfilm von Eva-Maria Lerchenberg-Thöny. Erstaustrahlung 30.9.2014, ARD Alpha. Rosa Gitta Martl ist Gründerin und war langjährige Geschäftsführerin des Vereins Ketani in Linz.

^[2] Selma Steinmetz, Claudia Mayerhofer, Miriam Wiegele, Erika Thurner, Beate Eder-Jordan, Ursula Hemetek.



Ceija Stojka und Dragan Jevremovic bei einer Gedenkveranstaltung in Auschwitz 1994; Foto: Renata Erich

die Weichen für weitere Organisationsstrukturen und selbsttätiges politisches Handeln gestellt. Alle in den Folgejahren in Wien, im Burgenland, in Kärnten und Linz gegründeten Vereine kümmerten sich um soziale und kulturelle Belange, räumten Bildungs-, Informations-, Aufklärungs- und Sprachprojekten viel Platz ein.

Seit Ende der 1980er Jahre blieb die Frage der Volksgruppen-Anerkennung ein ständiges Thema. Dieses vor allem von Rudolf Sarközi vorangetriebene Begehren erhielt Unterstützung von einigen SPÖ-PolitikerInnen und vom Grünen Parlamentsklub. Überzeugend und hartnäckig gelang es Sarközi auch, die sehr heterogene Romagesellschaft auf eine Linie zu bringen. Dabei konnte er sowohl auf sein politisches Know-how als SPÖ- und Gewerkschaftsfunktionär als auch auf seine engen Kontakte zu einflussreichen PolitikerInnen zurückgreifen. Zunächst musste der Nachweis erbracht werden, dass es sich bei den Roma tatsächlich um eine seit Generationen in Österreich

beheimatete Minderheit handelte. Wissenschaftliche Expertisen waren gefordert. Zum einen ging es um den Nachweis der Existenz lebendiger und tatsächlich angewandter Roma-Sprachen (Dialekte), zum anderen mussten Fakten über die Roma-Population, Siedlungsstrukturen sowie über deren Kultur- und Gruppenbewusstsein vorgelegt werden. Mit zwei – später auch für ein breiteres Publikum publizierten – Forschungsberichten gelang es, ältere gegenläufige Befunde und Argumente zu entkräften (z. B. jenes, dass es den Roma als Nomaden an Bodenständigkeit oder Heimatverbundenheit fehle).^[3]

Den Tag des Erfolges, den 23. Dezember 1993, als der Volksgruppenstatus im Parlament abgesegnet wurde, erlebte Sarközi allerdings etwas getrübt, denn ein größeres Medienecho blieb aus: „Nur drei oder vier Zeitungen haben damals darüber berichtet“.^[4] Dieser wichtige Schritt zur gesellschaftlichen Aufwertung und rechtlichen Besserstellung der kleinen österreichischen Roma-Bevölkerungsgruppe (geschätzte 0,01 bis 0,03 Prozent), ermöglichte es, bereits begonnene Projekte rasch umzusetzen. Zudem stärkte die Zusammenarbeit mit den anerkannten Gruppen im österreichischen Volksgruppenzentrum

^[3] Heinschink, Mozes F.: E Romani Čhib - Die Sprache der Roma. In: Heinschink, Mozes F./Hemetek, Ursula (Hg.): Roma - das unbekannte Volk. Schicksal und Kultur. Wien 1994, S. 110-129 | Thurner, Erika: Zur rechtlichen und gesellschaftlichen Situation von Sinti/Roma („Zigeunern“) in Österreich. In: Razprave in Gradivo - Treatises and Documents, Journal of Ethnic Studies 29-30. Ljubljana 1994-1995, S. 127-143

^[4] Rudolf Sarközi, Sohn einer Burgenland-Romni und eines Wiener Sinto, im NS-Lager Lackenbach 1944 geboren, wirkte als einigendes Band zwischen den unterschiedlichen Roma-Gruppen. Vgl. Sarközi, Rudolf: Roma. Österreichische Volksgruppe. Von der Verfolgung bis zur Anerkennung. Klagenfurt/Celovec 2008

^[5] Ab 1995 wurde in den EU-Institutionen „Roma“ als Sammelbegriff für alle unterschiedlichen Gruppen eingeführt, eine politisch-pragmatische Entscheidung, um auf diskriminierende Fremdbezeichnungen zu verzichten und den Forderungen einiger Roma-Organisationen (z. B. vom Deutschen Zentralverband für Sinti und Roma) nachzukommen. Vor allem die deutschen Sinti beharren jedoch auf der dedizierten Verwendung ihrer Eigenbezeichnung „Sinti“. So lässt sich die weitere Verwendung des Kunstbegriffs Roma/Sinti oder Sinti/Roma nachvollziehen.



Zwischen kitschiger Selbstdarstellung, rassistischen Postings und internationalem politischen Aktivismus: **Gilda-Nancy Horvath** identifiziert das Internet als logischen Austauschort einer jungen Roma-Generation.



das Selbstwertgefühl der ersten FunktionärInnen-Generation.

Ins Zentrum des öffentlichen und medialen Interesses wurden die österreichischen Roma erst im Februar 1995 katapultiert. Damals strömten in- und ausländische Reporterteams ins burgenländische Oberwart, um vom schwärzesten Tag für die Roma und die Zweite Republik zu berichten. Neben den Vorfällen rund um das Rohrbombenattentat, bei dem vier junge Roma getötet worden waren, rückte ein verdrängter, nahezu unbekannter Teil österreichischer Geschichte und Gegenwart ins Blickfeld. Die Existenz von Roma-Ghettos, von slumähnlichen Siedlungen in Österreich. Neben ehrlichem Entsetzen über die grausamen Morde, die der rechtsextremen Szene zugeordnet wurden, „kämpften“ JournalistInnen gegen eigene Wissensdefizite an, um ihrer Informationstätigkeit nachkommen zu können. Abgesehen vom Umstieg auf die politisch korrekte Bezeichnung „Roma“^[6] hatten nur wenige – Reporter aus der Region einmal ausgenommen – zeitgemäße Vorstellungen über die Roma-Community. Versäumnisse und Desinteresse von Gesellschaft und Politik traten offen hervor. Damals – wie auch heute – gab es keine allgemein verpflichtenden Lehrinhalte zu Geschichte und Kultur der Roma, keine Verankerung im universitären Wissenskanon.

^[6] Stellungnahmen und Solidaritätstexte in: Geschriebenstein, Sondernummer, Heft 22/23, 1995. Die Ausgabe beschäftigt sich ausschließlich mit dem Bombenattentat von Oberwart am 4. Februar 1995.

Bei den Roma riefen das Attentat und seine Folgen neben Trauer und Angst auch Erstaunen hervor. Noch nie zuvor hatte es bei Roma-Morden öffentliche Empörung gegeben. Während NS-Verfolgung und Ausrottung hatte sich keine einzige Stimme erhoben. Diesmal gab es Empörung und Solidarität. Das Begräbnis in Oberwart wurde zur Massenveranstaltung, an der

die gesamte Bundesregierung teilnahm.^[6] Seit damals ist das Interesse in der Mehrheitsgesellschaft für diese österreichische oder in Österreich lebende Bevölkerungsgruppe stark angewachsen. Und das hat nicht nur mit den Morden in Oberwart zu tun.

Erika Thurner ist Professorin am Institut für Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck.

Roma in Österreich

Vor 1938 lebten in Österreich ca. 11.000 Roma. Die Mehrheit (8.000) stellten die Ungrika- oder Burgenland-Roma, die vor Jahrhunderten ins heutige Mittel- und Südburgenland einwanderten, meist sesshaft in Häusern und Hütten lebten, oft konzentriert in sogenannten „Zigeunerkolonien“ außerhalb des Ortsverbandes. Sie sprachen – neben ihrer Muttersprache, dem Romani – als Zweitsprache Ungarisch, Kroatisch oder Deutsch, und es existierten vor der NS-Zeit vielfältige Beziehungen zur Mehrheitsbevölkerung. Sie verdingten sich als Erntehelfer und Tagelöhner oder boten gewerbliche Dienste an (als Schmied, Korbflechter, u.a.).



Sinti (Musiker und Kunsthändler) und Lovara (Pferdehändler) kamen im 19. bzw. frühen 20. Jahrhundert nach Österreich – aus Bayern, der Tschechoslowakei, aus Ungarn und Norditalien. Sie lebten als Wanderhändler und Gewerbetreibende eng im Familienverband, hatten selten feste Wohnorte,

maximal Winterstandplätze. Während die Lovara in Südost-Österreich und Wien ihren Lebensmittelpunkt aufschlugen, reisten Sinti durch ganz Österreich.

Alle drei Gruppen waren von der

NS-Verfolgungs- und Vernichtungspolitik betroffen. Die Mehrheit – 85 bis 90 Prozent – hat den NS-Terror nicht überlebt. Nach 1945 zog es Überlebende in ihre Vorkriegs-Regionen. Lovara und Sinti bevorzugten allerdings Wien und die größeren Städte als Wohnorte. Mit der Gastarbeitermigration kamen neue Romagruppen nach Österreich: Kalderash (Kesselschmiede) und Arlije (jugoslawische und türkische Roma). Anfang der

1990er Jahre wurde die Gesamtanzahl – österreichische und später zugewanderte Roma – auf ca. 30.000 geschätzt; die Autochthonen stellen höchstens ein Drittel. Die Schätzungen gehen jedoch sehr weit auseinander.

4to feberi 1995

o bombakero atentato geĵng i flogoskeri grupn le Romendar Erinnerungen an das Bombenattentat auf Roma in Oberwart

Draußen war es noch dunkel. Im Haus waren aber scheinbar alle schon wach und wegen irgendetwas sehr aufgeregt. Sie unterhielten sich lautstark in der Küche. Ich war noch am Überlegen, ob ich auch aufstehen sollte. Immerhin war ich in der letzten Nacht ziemlich lange wach gewesen. Dann noch mitten in der Nacht dieser laute Knall. Als ich den Kopf aus dem Fenster gestreckt hatte, um zu sehen, was passiert war, hatte es nach Schweizerkracher gerochen.



Roma-Siedlung in Oberwart am 5. Februar 1995; Foto: Walter Horvath

In der Küche wurde es immer lauter, so dass ich nicht wieder einschlafen konnte. Da kam auch schon mein Papa ins Zimmer und wollte mich wecken: „Steh auf, steh auf!“ Komisch, an einem Sonntag wurden wir Kinder nie aufgeweckt. Er ließ die Zimmertür hinter sich offen und ging wieder in die Küche. Worüber redeten die da draußen? In der Küche standen alle herum und weinten.

„Sie sind tot. Der Karli, der Erwin, der Peter und der Humpa. Sie sind alle tot. Fredi hat sie gefunden, als er nach Unterwart gehen wollte. Irgendjemand hat sie umgebracht.“

Der laute Knall.

Ich ging in die Siedlung zu meiner Tante und meinen Cousinen.

Wer hat etwas gegen uns und tötet einfach so vier Männer? Was haben

wir getan? Sind wir tatsächlich anders als die anderen Menschen in Oberwart, in Österreich? Werden wir jetzt auch irgendwohin verschleppt, so wie mein Opa damals als Jugendlerner?

Es waren viele Polizisten und Reporter in der Siedlung. Wir waren alle geschockt, hatten Angst und wussten nicht, wie uns geschah.

Am Nachmittag gab es dann in jedem Haus eine Hausdurchsuchung. So etwas kannte ich nur vom Fernsehen. Heißt das, dass die Polizei glaubt, wir hätten mit den vier Toten aus unserer Siedlung etwas zu tun? Sogar unsere Kinderzimmer wurden durchsucht. Als die Polizisten mit ihrer Arbeit fertig waren, tranken sie in unserer Küche noch einen Kaffee.

Das Begräbnis fand an einem Samstag statt. VertreterInnen der Bundes-

und Landesregierung nahmen daran teil. Um die Kirche und um den Friedhof herum waren wieder Polizisten und Reporter. Für mich war das damals alles schwer einzuordnen.

Reporter und Polizisten blieben tagelang. In den Nachrichten wurde immer wieder unsere Siedlung gezeigt. Jetzt interessierte sich Österreich für uns. Nicht nur die österreichischen, sondern auch deutsche und andere europäische Medien berichteten über den Bombenanschlag. Das plötzliche mediale und auch politische Interesse an uns Roma von Oberwart war neu.

Natürlich wusste ich schon als kleines Mädchen, dass ich eine Romni bin, dass wir etwas außerhalb vom Ort wohnen, dass auch die Roma in anderen Ortschaften außerhalb wohnen und dass wir eine eigene Sprache haben. Eine Sprache, die zum Großteil

nur die Erwachsenen sprechen. Das war normal, nichts Ungewöhnliches. In der Schule habe ich nie gemerkt, dass ich anscheinend anders bin. Das Gefühl oder besser gesagt die Angst, anders sein zu können, kam mit dem Bombenanschlag. Ich hatte eine unbeschwertere und schöne Kindheit. In der Roma-Siedlung gab es viele Kinder, Gleichaltrige waren untereinander befreundet.

Wir verbrachten viel Zeit im Freien. Im Winter fuhren wir Schlitten, machten Schneeballschlachten. Im Sommer gingen wir mit unseren Eltern ins Schwimmbad. Ganz normal.

Nach dem 4. Februar 1995 durfte ich lange Zeit nicht mehr einfach so in der Siedlung herumgehen, um zu schauen, ob jemand von meinen FreundInnen zu Hause war. Ich war zehn Jahre alt, als ich darüber nachzudenken begann, warum wir von jemandem so sehr gehasst werden, dass er vier unschuldigen Roma das Leben nimmt.

Seit Jahren gibt es immer wieder von Roma und auch Nicht-Roma unterschiedliche Projekte zum Thema Rohrbombenattentat von Oberwart. Noch vor einigen Jahren war ich eine große Kritikerin solcher Projekte und sehe manches nach wie vor eher skeptisch. Sollten wir die Toten nicht endlich ruhen und ihre Familienangehörigen und Freunde mit endlosen Fragen in Frieden lassen? Oder sollten wir versuchen, den Anschlag von 1995 aufzuarbeiten? Das grausame Attentat als traurige Tatsache, die zur Geschichte Österreichs gehört, begreifen und mit Projekten rund um den Bombenanschlag mahnen, dass es nicht nur nicht in Österreich, sondern europa- und weltweit keine Übergriffe gegen Roma oder andere Minderheiten und Glaubensrichtungen geben darf? Muss ich dann als Romni für jedes Projekt zur Verfügung stehen und Auskunft über meine Erfahrungen geben? Oder darf ich mir aussuchen, an welchen Projekten ich mitarbeiten will und

an welchen nicht? Gibt es einen richtigen oder einen falschen Weg?

Für das Projekt „Romane Thana – Orte von Roma und Sinti“ habe ich mich bewusst entschieden, das für mich sehr emotionale Thema, den Anschlag von 1995, der gegen meine Volksgruppe gerichtet war, aufzuarbeiten. Und wahrscheinlich werde auch ich nicht nur auf positives Echo stoßen. Das ist auch gut so. Vor allem wir Roma selbst sollten kritisch beobachten, was sich in unserer Volksgruppe tut. Wie wir in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden. Wichtig sind viele unterschiedliche Stimmen aus der Volksgruppe selbst, die bereit sind, die Zukunft der Roma mitzubestimmen.

Der Bombenanschlag löste nicht nur innerhalb der Volksgruppe Entsetzen und Trauer aus, auch die Mehrheitsbevölkerung nahm Anteil an dem schrecklichen Vorfall. Für die Ausstellung habe ich – stellvertretend für die vier toten Roma – vier Männer (zwei Roma und zwei Nicht-Roma) interviewt, um den vier Ermordeten eine Stimme zu geben. Sie waren am Tatort und schildern ihre ganz persönlichen Erlebnisse rund um das Attentat von Oberwart.

Fredi, ein gehörloser Rom aus der Siedlung, machte sich wie meistens frühmorgens auf den Weg nach Unterwart. Am 5. Februar 1995 fand er vier Leichen auf seinem Weg. Er lief zurück zum Haus und holte seinen Bruder Michael Horvath zur Hilfe. Dieser erzählt im Interview über den Verlust seiner zwei Neffen Karli und Erwin.

Emmerich Gärtner-Horvath (Charly) war zum Zeitpunkt des Anschlages Obmann vom Verein Roma in Oberwart.

Walter Horvath ist Pressefotograf aus Oberwart. Den Tatort musste er wie jeden anderen Arbeitsplatz betrachten.

Michael Racz war 1995 Bürgermeister von Oberwart und wurde von Roma immer als Freund der Volksgruppe bezeichnet.

Erwin Horvath (18), Karl Horvath (21), Peter Sarközi (26) und Josef Simon (40) wurden am 4. Februar ermordet, weil sie der Volksgruppe der Burgenländischen Roma angehörten. Ihr Leben wurde ihnen genommen. Ihre Kinder mussten ohne Vater aufwachsen. Frauen verloren ihre Männer. Eltern mussten ihre Söhne zu Grabe tragen. Geschwister verloren wichtige Bezugspersonen. Freunde mussten ihre Wegbegleiter verabschieden. Roma und Nicht-Roma trauerten mit den Familien.

Jedes Jahr im Februar findet eine Gedenkveranstaltung am Ort des Attentats statt. Heuer nahm ich meine sechsjährige Nichte mit. Natürlich konnte sie mit dem Begriff „Gedenkveranstaltung“ nicht viel anfangen. Ich begann, ihr zu erklären, dass dort vor vielen Jahren vier Männer gestorben seien und wir nun gemeinsam mit anderen Menschen beten und Kerzen anzünden würden, so wie wir es sonst immer machten, wenn wir am Friedhof das Grab von ihrem Opa und unseren Onkeln und anderen Verwandten besuchen würden. Wir besuchen auch immer die Gräber von Karli, Erwin, Peter und Humpa. Als mich meine Nichte einmal am Friedhof fragte, wer in diesen Gräbern liege, erklärte ich ihr, dass es Männer aus der Siedlung gewesen und wir mit zwei von ihnen verwandt seien. Sie fragte nie, wie sie gestorben seien. Doch als wir zur Gedenkveranstaltung gingen, wollte sie wissen, warum denn die vier Männer gleichzeitig am gleichen Ort gestorben sind. Wie erklärt man einem sechsjährigen Mädchen die Wörter Mord und Bombenanschlag?

Ich bedanke mich herzlich bei meinen Interviewpartnern. Ohne ihre Unterstützung könnte ich diese Geschichte nicht erzählen. Einen ganz besonderen Dank an Charly, der mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden ist.

Manuela Horvath war zum Zeitpunkt des Attentats, bei dem zwei ihrer Cousins ums Leben kamen, 10 Jahre alt. Als Jugendliche half sie beim Offenen Jugendtreff Oberwart bei der Gestaltung der Gedenkveranstaltungen mit. Später arbeitete sie als Projektassistentin bei einem Caritas-Projekt für langzeitarbeitslose Roma. Seit zwei Jahren ist sie Projektleiterin einer *carla* in Oberwart und arbeitet an der Rombas Studie mit. Horvath ist Teil des TrainerInnen-Pools des Romano Centro.

Gawa Diwis

Ein Lied geht um die Welt

Romane Thana sind Orte der Roma und Sinti, eines Volkes, das in seiner Geschichte nicht an Örtlichkeiten gebunden war. Orte, die sich mit dem Einzug in die Mehrheitsgesellschaft, mit Sesshaftigkeit und Anpassung an das moderne Leben verändert haben. Früher waren die Sinti auf Reisen, trafen Verwandte, Bekannte und Sinti aus anderen Ländern auf großen Lagerplätzen. Nun gibt es weder diese Orte noch die Zusammenkünfte. Wir fanden neue Orte, um unsere Gemeinschaft neu zu entdecken, wie zum Beispiel das Internet, wo die Zerstreuung in verschiedene Städte und Länder überwunden werden kann. Aber ein Ort wird in meinen Augen damals wie heute allen Sinti gemeinsam sein: die Musik.

Seit ich denken kann, gibt es Musik in meinem Leben. Eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen: mein Vater und seine Gitarre. Konzerte zu Hause oder im öffentlichen Raum von Mitgliedern meiner Familie. Damit bin ich aufgewachsen. Musik zu hören oder selber zu musizieren versetzt einen in einen unvergleichbaren Zustand des Seins. Es fühlt sich gut an. Und es fühlt sich richtig an. Ich möchte keine Klischees breittreten, aber es gibt kaum eine Sintiza und kaum einen Sinto, für die oder den Musik keine Bedeutung hat. Musik gehört zu unserem Leben und unserem Sein.

In meinem Beitrag zur Ausstellung „Romane Thana – Orte der Roma und Sinti“ erzähle ich gemeinsam mit meinem Bruder die Geschichte eines Liedes, das sich seit mehr als 20 Jahren über Ländergrenzen hinweg in der Gemeinschaft der Sinti verbreitet und etabliert hat.

„Gawa Diwis“ (dt.: An diesem Tage) wurde in den frühen 1990er Jahren

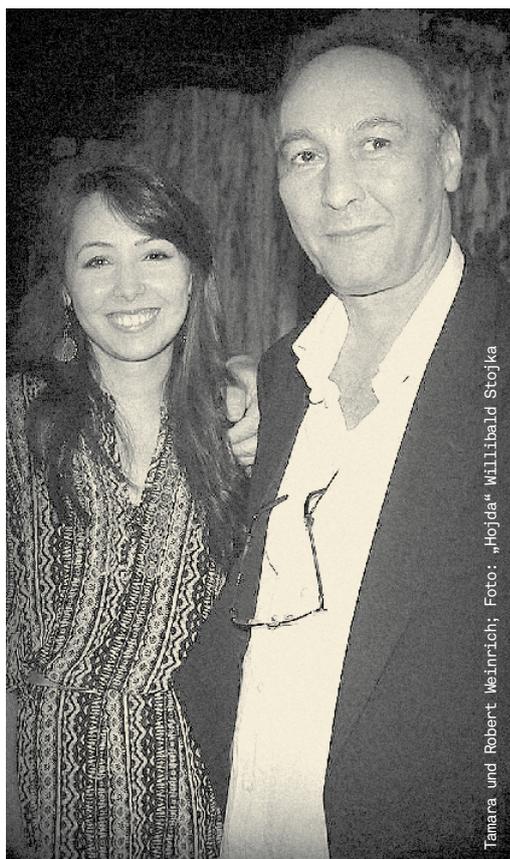
von meinem Vater Robert Weinrich, einem Sinto aus Wien, komponiert. In seiner ursprünglichen Form war es ein Liebeslied eines Mannes an eine Frau. Er schrieb den ersten Text auf Englisch, dann verfasste er eine Version in Sintitikes/Romanes (beide sind unter den Sinti gängige Bezeichnungen für ihre Sprache).

Mein Vater lebte zu dieser Zeit in einem Haus nahe der Lobau, einer Gegend, in der viele Sinti lebten. Unweit von seinem Haus gab es ein ungenutztes Stück Wiese, auf dem in einem Sommer reisende Sinti ihre Lager aufschlugen. Sie waren Mitglieder der christlichen Missionsvereinigung „Vie et Lumière“ (dt.: Licht und Leben) und waren aus Frankreich, Holland und Deutschland zu uns gekommen. Die ansässigen Sinti fanden schnell Kontakt zu den Besuchern und waren nun fast täglich bei Speis, Trank und Musik am Lagerplatz beisammen. Natürlich wurden die Reisenden auch in die Häuser der Ansässigen eingeladen.

Man hatte viel Freude am Zusammensein. Es entwickelten sich Freundschaften, die teilweise bis heute halten. Dieser Kontakt war eine Bereicherung für beide Seiten, die Situation neu und interessant. Trotz unterschiedlicher Herkunftsländer konnten wir uns ohne große Schwierigkeiten auf Sintitikes unterhalten. Die Zeit war abwechslungsreich und deshalb so besonders, weil sie an früher erinnerte, als die Sinti noch – zumindest in den warmen Monaten – durch Österreich und angrenzende Länder reisten und sich an Lagerplätzen wiedertrafen. Jene im mittleren Alter kannten dieses Gefühl noch aus ihrer Jugend, und ich glaube, sie vermissten es. Also ließen sie es wieder aufleben. Ich erinnere mich noch gut an diesen Sommer, an die Musik, das Essen, die Wohnwägen und Autos, die vielen Menschen, die witzigen Akzente, die gute Stimmung. Es war aufregend und ich fühlte mich wohl. Obwohl noch ein Kind, war mir die Situation vertraut.

Als Mitglieder einer christlichen Missionsbewegung sangen die reisenden Sinti viele Lieder, die Gott und Jesus gewidmet waren. Darunter waren auch viele selbst komponierte auf Sintitikes. Robert Weinrich schrieb für die Sinti der „Vie et Lumière“ sein Lied „Gawa Diwis“ um: von einem Liebeslied eines Mannes an eine Frau zu einem Lied von einem, der seinen Glauben an Jesus gefunden hat. Er präsentierte das neu getextete Lied eines Abends in musikalischer Begleitung seiner Verwandten am Lagerplatz. Die Anhänger der „Vie et Lumière“ waren von dem gefühlvollen Lied begeistert und luden ihn ein, es im Rahmen einer großen Missionsveranstaltung im Elsass vorzutragen. Bei dieser mehrtägigen Missionsveranstaltung kamen rund 20.000 Sinti aus verschiedenen Ländern zusammen.

Die Missionare nahmen das Lied mit in ihre Heimatländer, wo es sich großer Beliebtheit erfreute. Robert erfuhr Jahre später durch Zufall von deutschen Verwandten, dass sein Lied bei so gut wie jeder Missionsveranstaltung gesungen wird. Dies wurde von den reisenden Sinti der „Vie et Lumière“ bestätigt, welche jeden Sommer wieder nach Österreich kamen.



Tamara und Robert Weinrich; Foto: „Hojda“ Willibald Stojka

Heute kommen die Sinti der „Vie et Lumière“ nicht mehr zum besagten „Lagerplatz“ in der Lobau, vermutlich, weil sich die Österreicher, ob nun Sinti oder nicht, nur mehr schwer für eine religiöse Bewegung so richtig begeistern lassen. Den Lagerplatz gibt es auch nicht mehr. Vor einigen Jahren wurde untersagt, ihn für diesen Zweck zu nutzen, wie bei so vielen anderen Plätzen in Österreich. Als ich das letzte Mal dort war, stand ein Großteil immer noch leer.

Untergruppe der Rom, der Doris angehört. Mit diesem Text gewann Robert einen vom Romano Centro ausgeschriebenen Literaturpreis.

Diese zweisprachige Version von „Gawa Diwis“ wurde 2001 auf Mongo Stojkas CD „Amari Luma“ veröffentlicht. Mongo Stojka übernahm dabei den männlichen Part in der Sprache der Lovara, seine Tochter Doris den weiblichen Part in der Sprache der Sinti. Robert schickte diese Aufnahme an einen New Yorker

Radiosender, wo sie mindestens zwei Jahre lang gespielt wurde.^[1] 2010 fand sich erstmals eine Interpretation des Komponisten selbst auf CD wieder. Er veröffentlichte „Gawa Diwis“ unter seinem Pseudonym „Sintu“ auf der CD „Aven Shunen“ (dt.: Kommt, hört).

Das Lied „Gawa Diwis“ ist in beiden veröffentlichten Versionen auf diversen Online-Radios und Online-Jukeboxen verschiedener Länder zu hören. In Österreich wird es von anderen Sinti- und Roma-Musikern sowohl privat als auch im öffentlichen Raum gesungen.

Nun, warum ist dieses Lied etwas Besonderes? Warum habe ich es zum Thema meines Beitrages für die Ausstellung „Romane Thana“ gemacht?

Weil das Lied „Gawa Diwis“ zeigt, dass „Orte“ nicht an eine natürliche Örtlichkeit, an einen festen Boden gebunden sein müssen, sondern dass wir in unterschiedlichsten Dingen einen Ort finden können, an dem wir zusammenkommen. Weil diese Geschichte zeigt, dass es trotz des Verlustes räumlicher Gemeinschaft einen Ort geben kann, der uns verbindet. Wie Musik, oder, wie in diesem Fall, ein einziges Lied. Ein Lied, das sich bei unserem Volk wie von selbst über die

Landesgrenzen hinaus verbreitet hat und immer noch Anklang findet. Dieses Lied ist ein Ort, an dem wir zusammenfinden, der uns unsere Gemeinsamkeiten und unsere Gemeinschaft zeigt.

Tamara Marlina Weinrich, Sintiza, geboren und aufgewachsen in Wien, ist Studentin der Psychotherapiewissenschaft und in Ausbildung zur Psychotherapeutin. Beruflich ist sie im Psychosozialen Gesundheitszentrum Mödling tätig und wirkt bei der Roma-Bildungs- und Ausbildungsstudie ROMBAS mit. Den Ausstellungsbeitrag „Gawa Diwis – Ein Lied geht um die Welt“ hat sie gemeinsam mit ihrem Bruder Manuel Weinrich gestaltet.

^[1] WBAI – pasifica radio 99,5 fm New York City. Sendung „all mixed up“ mit Peter Bochan. <http://www.mixedup.com/98-07PLJuly.html>

Wien ist die Traumstadt der Roma

Interview mit Amalia Buligovits, Romni und „Gastarbeiterin“

Wenn man von österreichischen Roma spricht, denkt man in erster Linie an die etwa 25.000 sogenannten autochthonen wie burgenländische Roma, Lovara und Sinti. Die Roma, die vom Balkan nach Österreich kamen, werden dabei oft nicht mitgedacht, obwohl sie eigentlich die größte Gruppe bilden.

Im Rahmen der Ausstellung „Romane Thana“ stellt Usnija Buligović diese Gruppe als Teil der österreichischen Gastarbeiter-Geschichte dar und fragt sie nach den Orten, die sie geprägt haben.

Amalia Buligovits, 39 Jahre alt, ist eine Romni aus der Vojvodina. Sie kam vor drei Jahren nach Wien, ist aber keine „Drittstaatsangehörige“, sondern eine EU-Bürgerin.^[1] Und zwar eine stolze, wie sie sagt. Sie ist im Rahmen einer neuen „Migrationswelle“ von Serbien nach Wien gekommen, um hier eine bessere Zukunft zu finden. Warum sie ausgerechnet nach Wien gekommen ist, welchen Bezug sie zu ihrer Heimat hat und wie sie Wien als Migrationsort erlebt, erzählt sie im Interview.

Amalia, warum bist du nach Wien gekommen?

Meine Geschichte geht auf das Jahr 1991, auf den Jugoslawienkrieg zurück. Damals bin ich mit meinen Eltern und Geschwistern aus Serbien nach Österreich gekommen. Hier ist auch meine Tochter auf die Welt gekommen. Nach sechs Jahren musste ich jedoch aufgrund Aufenthaltsrechtlicher Probleme Österreich wieder verlassen. Das war ein Trauma für mich. Jahrelang habe ich jeden Tag von einer Rückkehr

geträumt. Damals war ich 22 Jahre alt. Mein Leben, meine Freunde, alles hatte ich verlassen und war in eine Heimat zurückgekehrt, die plötzlich ganz anders war als die, die ich kannte. Es war ein Nachkriegsland. Alles war sehr traurig. Ich konnte mich dort nicht zurechtfinden. Es hat einige Jahre gedauert, bis ich aufgehört habe, von einer Rückkehr nach Wien zu träumen. Als ich angefangen habe, in einem Juweliergeschäft zu arbeiten, wurde alles viel besser.

Ich arbeitete dort acht Jahre lang und war sehr zufrieden. Dann ist aber die sozio-ökonomische Situation in Serbien so schlimm geworden, dass meine Arbeitgeberin das Geschäft schließen musste. Ich hatte nicht viel Auswahl und habe mich entschieden, wieder nach Wien zu kommen. Ausschlaggebend für diese Entscheidung war auch, dass mein Bruder mit seiner Familie hier lebte und dass ich in Wien nur 450 km von zu Hause entfernt bin. Dazu kommt noch, dass Wien in meiner Familiengeschichte immer einen besonderen Platz eingenommen hat. Die Stadt war wie ein

Magnet für mehrere Buligovits-Generationen. Ich weiß nicht so genau warum, aber über Wien hat man immer mit einer besonderen Bewunderung gesprochen. Man erzählte, dass unser Ur-Urgroßvater im Schloss Schönbrunn für einen österreichischen Thronfolger musiziert hat. Obwohl wir nichts Genaueres wissen, sind wir sehr stolz darauf!

Heißt das, dass du Wien als dein Lebenszentrum siehst?

Ich bin eine typische Gastarbeiterin. Ich kam hierher, um zu arbeiten und etwas Geld zu sparen. Danach wollte ich wieder zurück nach Serbien. Seither sind mehr als drei Jahre vergangen, und ich bin immer noch da. Zur Zeit arbeite ich in einer Reinigungsfirma als Putzfrau. Mittlerweile ist auch meine Tochter nach Wien gezogen. Und ich muss noch einige Reparaturarbeiten an meinem Haus in meinem Heimatort vornehmen. Also wie es aussieht, werde ich noch einige Jahre hierbleiben müssen.

Die Familie ist für mich das Wichtigste im Leben. Mein Bruder lebt mit seiner Familie in Wien, auch meine Schwester ist samt Familie nach Wien gezogen. Das heißt, alle Leute, die für mich wichtig sind, sind jetzt da. Außer unserer Mutter. Aber sie

^[1] 2010 beschloss das ungarische Parlament unter dem Ministerpräsidenten Viktor Orbán ein neues Staatsbürgerschaftsgesetz, das Angehörigen ungarischer Minderheiten in den Nachbarländern die Möglichkeit bot, unabhängig von einem ungarischen Wohnsitz und unter Beibehaltung der bisherigen die ungarische Staatsbürgerschaft zu beantragen. Dies galt auch für die 300.000 Mitglieder zählende ungarische Minorität in der nordserbischen Provinz Vojvodina.

besucht uns regelmäßig. Ich küm-
mere mich um sie und Sorge dafür,
dass sie alles bekommt, was sie sich
wünscht. Ich schicke regelmäßig Pa-
kete nach Sombor. Oft lachen wir da-
rüber, weil ihre Lieblingsgeschenke
Ariel-Waschpulver und Nivea Creme
sind. Aber in Österreich gekauft sol-
len diese eine viel bessere Qualität
haben – behauptet zumindest die
Mama.

Welchen Bezug hast du zu deiner Heimat?

Ich vermisse mein Haus und meine
Mama sehr. Sie lebt jetzt alleine im
Sombor. Wie gesagt, ich bin sehr
familienverbunden. Damals mit 22
Jahren sah das ganz anders aus.
Eine Nostalgikerin bin ich auch.
Aber das ist gut und es gehört
sich so bei uns! Eine bestimmte
Melancholie muss sein.
Bei jeder Gelegenheit fahre ich
nach Hause. Besonders wichti-
ge Anlässe sind für mich die
Feiertage wie Weihnachten, Os-
tern und Allerheiligen. Das sind
Momente, wo ich meine Roma-
Identität lebe: Die Familienzu-
gehörigkeit hat an diesen Tagen
oberste Priorität. Für mich ist es
unvorstellbar, dass ich an die-
sen Tagen das Grab meines ver-
storbenen Vaters nicht besuche.
Nie im Leben!

Welche deiner Identitäten steht in Wien im Vordergrund? Migrantin oder Romni?

Die Situation in Wien ist anders als
in Serbien. Wien ist eine Metropole,
und es ist schwierig, bestimmte ethni-
sche Gruppen nur anhand des Aussehens
zu identifizieren. Deswegen steht hier
meine migrantische Identität im Vor-
dergrund. Erst dann kommt die Ro-
ma-Identität. Das ist nicht so einfach,
kategorisch zu sagen, wer oder was
ich bin. Ich komme aus der Vojvodina,
einer Umgebung, die historisch gese-
hen ein Teil der austro-ungarischen
Monarchie war. Sombor ist eine mul-
tikulturelle Stadt. Mein Urgroßvater

mütterlicherseits kam aus der Türkei.
Meine Mama wurde in Südserbien,
in Niš geboren. Der Großvater väter-
licherseits kam aus Ungarn. Unsere
ganze Familie in Sombor verwendet
Ungarisch als Umgangssprache. In
so einem Umfeld bin ich aufgewach-
sen. Aufgrund dieser Herkunft habe
ich auch unlängst die ungarische
Staatsbürgerschaft erworben. Aber
unsere Roma-Identität war immer
sehr wichtig für uns. Das haben
uns unsere Eltern beigebracht. Und
so machen wir es auch bei unseren
Kindern. Man soll zur eigenen Iden-
tität stehen und gleichzeitig Respekt
gegenüber anderen Kulturen haben.
Die ethnische Identität soll nicht
immer im Vordergrund stehen. Viel



Analia Buligovits; Foto: Privat

wichtiger ist für mich die Tatsache,
ob ein Mensch gut oder böse ist. Trotz
aller Vorurteile und Stereotypen, die
gegenüber uns herrschen, bin ich
stolz, eine Romni zu sein!

Welche Orte sind in Wien für dich als „Romane thana“ wichtig?

Ich komme aus einer ziemlich be-
kannten Musikerfamilie. Mein Groß-
vater, meine Onkel, mein Vater, alle
waren Musiker. Und sie alle haben im-
mer von Wien als Kulturzentrum und
als Wiege der Musik gesprochen. Als
kleines Kind habe ich viele Geschich-
ten über Wien gehört. Später habe
ich regelmäßig mit meinen Eltern im
Fernsehen das Neujahrskonzert an-

geschaut. Mein Vater hat die Wiener
Philharmoniker immer bewundert.
Das war lange Zeit meine einzige As-
soziation zu Wien. Als ich zum ersten
Mal nach Österreich kam, war ich von
der Wiener Oper fasziniert. Es gibt so
viele unterschiedliche schöne Orte in
Wien, aber ich würde trotzdem zwei
davon hervorheben: den Rathaus-
platz und den Brunnenmarkt. Die
erinnern mich an eine schöne, ver-
gangene Zeit.

Als wir 1991 nach Wien kamen, hat
mein Vater im Café Schwarzenberg
Piano gespielt. Meine Mutter ist im
Sommer mit uns Geschwistern jeden
Abend zum Rathausplatz gegangen,
um im Rahmen des Sommerkinos
Filme anzuschauen und auch andere

Roma-Familien zu treffen. An-
schließend haben wir gemein-
sam auf den Vater gewartet. Er
hat uns dann immer Taschengeld
gegeben.

Meine Mutter ist eine leiden-
schaftliche Köchin und wir alle
sind Gourmets. In unserem Haus
gab es keinen einzigen Tag ohne
Besuch. Die wichtigste Gast-
freundschaftsgeste ist für uns,
für den Gast zu kochen. Des-
wegen musste unser Tiefkühl-
schrank immer voll mit Lebens-
mitteln sein. Wir sind zweimal in
der Woche zum Brunnenmarkt
gegangen, um Lebensmittel ein-

zuzukaufen. Dort hatten wir unseren
Fleischhauer und unsere Obst- und
Gemüseverkäufer. Diese Marktbesu-
che waren ein Ritual. Ich gehe heute
nur mehr selten zum Brunnenmarkt,
aber er ist für mich immer noch ein
wichtiger Ort.

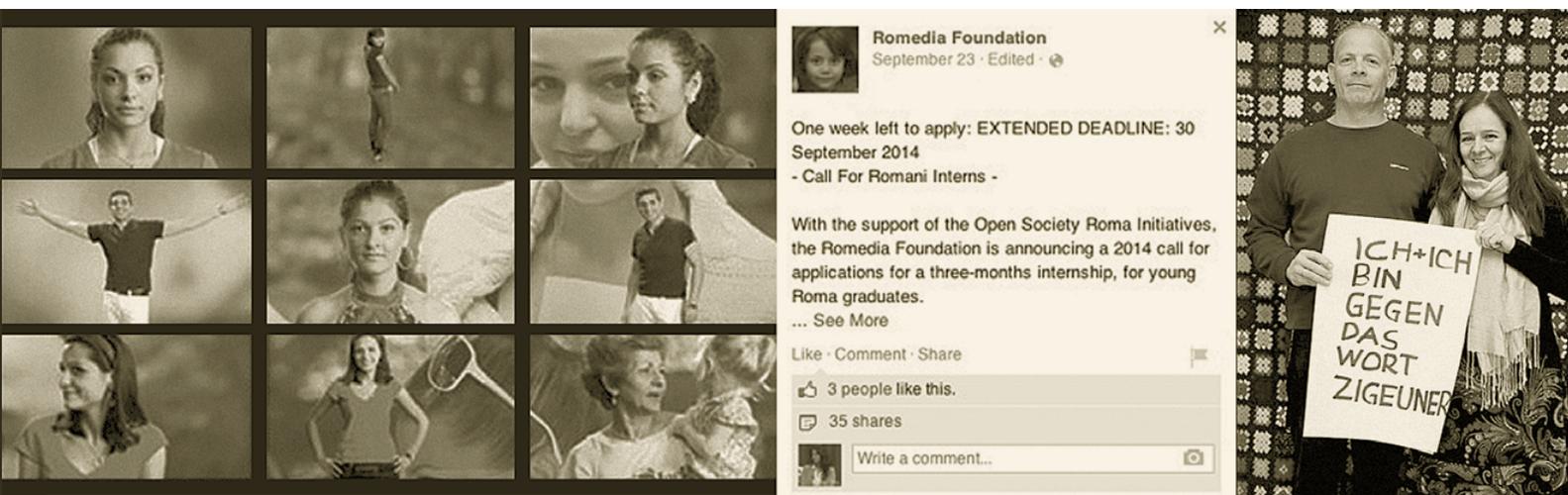
Mittlerweile merke ich, dass die Stadt
Wien für Roma vom Balkan eine total
wichtige Rolle spielt. Sie hat eine be-
sondere Position im Vergleich zu vie-
len anderen Auswanderungsstädten.
Wien ist so etwas wie eine Traumstadt
und ein gelobtes Land. Dadurch, dass
so viele Roma hier leben, ist Wien ein
„Romano than“.

Usnija Buligović, Romni aus Serbien, lebt seit
14 Jahren in Wien und ist Projektkoordinatorin
der arbeitsmarktpolitischen Roma-Initiative
THARA. <http://www.volkshilfe.at/thara>

#Webrom2014 – Roma Digital Identities

Das Internet als Romano Than/Ort der Roma

Ich bin schon lange fasziniert von dem lebendigen Auftritt der Roma-Community im Internet. Chatforen, in denen in bis zu vier Sprachen gleichzeitig geschrieben wird, hunderte Facebook-Gruppen, YouTube-Videos mit Kult-Charakter, aber auch Hasspostings unter Presseartikeln über „Bettelzigeuner“ bestimmen den immer neuen Internet-Alltag. Das Internet als Ort der Roma erscheint nur auf den ersten Blick als Widerspruch, ist auf den zweiten aber eine nur logische Konsequenz für ein Volk, das sprachlich und geografisch breit aufgestellt ist – politisch jedoch ohne hörbare Stimme, ohne Lobby in der Öffentlichkeit des Mainstreams untergeht. Das Internet ist nicht nur ein Ort der Roma – es ist zum zentralen Ort gesellschaftlicher Partizipation und politischer Vernetzung geworden.



Die „Orte der Roma“ sind historisch bedingt sehr vielfältig. Geografisch gesehen könnte man streiten, ob eher Indien, der Balkan oder Rumänien die „wahren Orte“ der Roma wären. Auf Österreich eingegrenzt wird die Suche nach den Orten aber auch nicht viel einfacher. So viele Informationen gingen verloren. Alte Fotos, Stadtpläne, ZeitzeugInnen – nur Weniges zeugt von jenen Orten, an denen die Roma und Sinti einst weilten und lebten. Was viele dieser Orte jedoch letztlich charakterisiert, ist deren Räumung und die damit einhergehende Vertrei-

bung, Verfolgung oder Verhaftung der anwesenden Roma und Sinti.

Wenn wir also heute im 21. Jahrhundert fragen, welchen Ort sich die Roma und Sinti zum Sammeln und Austauschen erwählen sollen, so ist die Antwort eine logische: Das Internet. Der Webspace erfüllt das wichtigste Kriterium: Es ist ein Ort, an dem sich jene finden, die von anderen nicht gefunden werden wollen. Der „Ort“ Internet ist ein vermeintlich sicherer, anonymer Platz. Durch soziale Netzwerke wie Facebook und YouTube wurde ein

Ort geschaffen, an dem jeder und jede die Stimme erheben kann und darf. Hier entstand über die letzten Jahre eine digitale Roma-Community, die wiederum verschiedene Identitäten auf verschiedenen Kanälen entwickelt hat. Der Ort Internet ist nicht greifbar im alltäglichen, räumlichen Sinn, doch er ist genau deshalb ein attraktiver Ort für Roma und Sinti, um zu verweilen, zu kommunizieren, sich auszudrücken, sich (verbal oder multimedial) zu wehren – und das (meistens), ohne gleich wieder verjagt zu werden.



Gjuha. Hizkuntza. Iaith. Jezik. Kieli. Linguagem. Nachlese zur **Radio Stimme**-Sendung anlässlich des Europäischen Tags der Sprachen von **Julia Wiegele**.

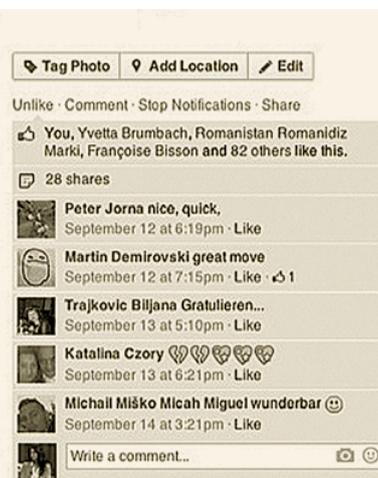


auf Seite
28

Das Internet als „Romano-Than“ scheint vielleicht auch auf den ersten Blick seltsam, wenn man dem Vorurteil aufsitzt, Roma wären mit den heutigen Möglichkeiten der digitalen Welt nicht vertraut. Tatsächlich ist das Gegenteil richtig. Vor allem die junge Generation entdeckt und nutzt das Internet auf viele verschiedene Arten und schafft sich damit völlig neue Möglichkeiten der kulturellen Äußerung.

eine Möglichkeit, die Vergangenheit zu dokumentieren. Das Selbstbild der Roma und Sinti ist faszinierend vielfältig: einerseits geprägt von einer Sehnsucht nach den melancholischen Liedern der Vergangenheit und den langen Rücken der Vorfahren, andererseits gebrochen durch junge Sinti, die Disney-Filme in ihrer Muttersprache synchronisieren. Dann plötzlich ein Weihnachtsbaum mitsamt Roma-Lieder-singender

nierung. Exemplarisch dafür sind die hässlichen Reaktionen auf Presseberichte über Bettler in den Gastforen diverser Online-Zeitungen. Hier zeigt sich das Web als erschreckender digitaler Spiegel des allgegenwärtigen Antiziganismus. Nicht selten schaukelt sich die Stimmung in den Foren hoch, wird zur Hetze, zur Forderung nach Gewalt. In einem Fall führte dies sogar zum Angriff gegen kampierende Roma in Österreich.



Zigeuner

Der Titel dieses Artikels ist mehrdeutig. Weitere Bedeutungen sind hier aufgelistet.

„Zigeuner“ ist eine im deutschen Sprachraum seit dem 19. Jahrhundert zurückgehende Fremdbezeichnung für Bevölkerungsgruppen. Mehrheitsbevölkerung abweichende Eigenschaften zugeordnet, unterscheiden, die in Mischungen auftreten können:

- „Zigeuner“ als soziografische Sammelkategorie für unter anderem un- und/oder delinquenten besitzbegierigen Beginn der Frühen Neuzeit.
- „Zigeuner“ als ethnische Gruppe in einem kulturalistischen „Nomadentum“, als un- und/oder delinquenten Konzepts geht zurück auf die völkerkundlich orientierte Zigeunerforschung. Im Rahmen dieses Konzepts wurde und wird „Zigeuner“ als Nationalsozialismus exklusiv.

Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert entwickelte sich ein zunehmend verfestigte. Zugleich mit einer diskriminierende negative Stereotype positiv umwertete.

Die gewichtigeren nationalen und internationalen Interesse der stigmatisierenden und rassistischen Konnotationen ab. nationalsozialistischen Genozid kulminierte.

Aus dem Sprachgebrauch deutschsprachiger staatlicher und nicht-staatlicher wie Gewerkschaften oder Kirchen, internationaler Behörde auch in den Medien kaum noch gebraucht. mit Ausnahme Eigenbezeichnungen wie *Roma* oder *Sinti* haben andere Bezeichnungen sich daher nicht mit ihr gleichsetzen, sondern lösen sie mit

Screenshots „Webrom2014“: Gilda-Nancy Horvath

Für meine Installation „Webrom-2014“ habe ich aus der Vielzahl an Perspektiven, die das Thema birgt, vier spezielle ausgewählt, um sie in kurzen digitalen Videopräsentationen auf den Punkt zu bringen:

Screen 1. Die Selbstdarstellung: Das Internet als digitales Kulturarchiv mit Tücken

Besonders interessant ist die Selbstdarstellung der Roma und Sinti im Internet. Immerhin sind digitale Archive wie YouTube auch

Verwandtschaft in Nike-Sneakers zum Hipster-Look. Mädchen, die in Prinzessinnenkleidern zu Bollywood-Rhythmen tanzen. Selbstdarstellung bis zur Selbstverzer- rung.

Screen 2. Die Fremddarstellung: Antiziganismus und Medienbilder

Das Internet ist zwar ein vermeintlich „sicherer“ Ort, doch auch hier sind Roma das Ziel von Beschimpfungen und Diskrimi-

Exemplarisch für die Diskussion über Roma im Internet ist immer die hohe Emotionalität und Irrationalität der „Argumente“. Wer „Roma“ in Google sucht, wird wohl länger dran bleiben müssen, um etwas Positives zu finden – außer es betrifft „Roma-Italia“ oder die Fußballmannschaft „AS Roma“. Noch schlimmer wird es bei Eingabe des Wortes „Zigeuner“. Hier ist eine eindeutige Tendenz festzustellen, was die Medienberichterstattung betrifft: Kriminalität, Betteln, Armut. Punkt.

Screen 3.

Das Internet als Zukunftsfaktor: Role Models, Vernetzung und Aktivismus

Roma-Aktivistinnen und Vereine sind heutzutage vernetzt. Sie teilen ihre Themen in Foren und aktivieren Menschen per Online-Petition. Im internationalen Aktivismus sind soziale Netzwerke zum wichtigsten Instrument der Vernetzung und Kommunikation geworden. Die Leader im Internet sind jung, progressiv und modern – Das Gegenteil vieler Roma-Vertreter in der Realität. Die Multiplikatoren der Zukunft verzichten auf Sessel in Beiräten und nutzen lieber ihre vielen Follower im Internet, um auf sich aufmerksam zu machen. Gibt es zur Prime-Time wieder einmal eine „Bettelzigeuner“-Dokumentation im Fernsehen, wird auf Twitter fleißig mitdiskutiert: das Internet als Faktor der gesellschaftlichen Partizipation.

Screen 4.

Generation Casting: Die neue Popkultur der Roma. Menowin Fröhlich, Sido und Marianne Rosenberg

Dank Casting-Shows wie „Deutschland sucht den Superstar“ oder „The Voice“ schaffen es Roma immer wieder, ihr Talent einem breiten Publikum zu präsentieren. Menowin Fröhlich ist ein bekannter Vertreter jener „Casting“-Promis in Deutschland und Österreich. Der vielfach ausgezeichnete Rapper Sido hat sich schon vor längerer Zeit zu seinen Sinti-Wurzeln bekannt, genauso wie Schlager-Ikone Marianne Rosenberg. In Ungarn hat vor einigen Jahren sogar ein bekennender Rom die Show als Sieger beendet.

Während viele junge Roma und Sinti ihren Vorbildern nacheifern, ist ihnen nicht bewusst, dass es bereits in der Vergangenheit berühmte Roma und Sinti gab. Dazu zählen

laut Gerüchten Charlie Chaplin, Elvis Presley sowie Schauspieler Yul Brynner und dutzende Weltklassefußballer. Auf diesem Monitor sollen Kult und Kultur bekannter Roma gewürdigt werden.

Resümee zum Internet als Ort der Roma

Die vier verschiedenen Perspektiven meiner Betrachtung beeinflussen sich gegenseitig und sind im Fluss: Die Selbstdarstellung der Roma ist oft überzeichnet und bisweilen kitschig, die Presse folgt alten Klischees und Stereotypen und überlässt rassistischen Postern die Online-Foren, die wiederum von den jungen Roma-AktivistInnen und Vereinen kritisiert werden. Die Jugend verfolgt zwar lieber die Akti-

vitäten diverser Casting-Show-Stars, die sich als Roma outen; die Jugendlichen singen aber gleichzeitig wieder in ihrer Muttersprache, wenn sie vor dem Weihnachtsbaum stehen. Der Kreis schließt sich.

Das Bild prägt den Menschen – und der Mensch prägt das Bild.

Fazit: Im Internet dürfen die Roma vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte das Bild von sich selbst aktiv mitgestalten. —

Gilda-Nancy Horvath ist seit 2007 in der ORF-Volksgruppenredaktion tätig und leitet aktuell das europäische Online-Projekt „Romano Watchdog Network Europe“, das sich gegen Antiziganismus in den Medien einsetzt.

Roma-Migration nach Österreich seit 1945

Seit dem Zweiten Weltkrieg sind Roma aus unterschiedlichen Gründen nach Österreich eingewandert: 1956 als Flüchtlinge aus Ungarn, 1968 aus der damaligen Tschechoslowakei. Ab Mitte der 1960er Jahre kamen in Folge des Anwerbeabkommens mit Jugoslawien zahlreiche Roma und Romnja als „GastarbeiterInnen“ nach Österreich, wo viele von ihnen heute noch mit Kindern und Enkeln leben. Den ArbeitsmigrantInnen folgten in den 1990er Jahren die Flüchtlinge vor den Kriegen in Bosnien und im Kosovo. Seit 1989 und verstärkt seit dem EU-Beitritt



Ismaili Emiri in den 1970er Jahren als Portier bei der jugoslawischen Volksarmee; Foto: Privatarchiv Banka Emiri

Rumäniens und Bulgariens wandern auch Roma und Romnja aus diesen Ländern sowie aus Ungarn und der Slowakei nach Österreich ein.

Die Zuwanderung von Roma und Romnja erfolgte immer als Teil von Migrationsbewegungen größerer Gruppen von Nicht-Roma, wobei sich Ausgangssituation und Motivlage der Roma von jenen der Nicht-Roma insofern unterscheiden, als ihre wirtschaftliche Situation in den Herkunftsländern häufig deutlich schlechter ist. Sie versuchen durch die Migration auch der Diskriminierung zu entgehen, in der Hoffnung auf besseren Schutz im Zielland oder auch darauf, dort nicht als Roma beziehungsweise Romnja identifiziert zu werden.

Auch wenn wir keine genauen Zahlen haben, so ist doch sicher, dass die Zahl der zugewanderten (allochthonen) Roma jene der seit langem in Österreich ansässigen (autochthonen) deutlich übersteigt. —

Nationalsozialistische „Zigeuner“-Verfolgung

Am Beispiel: Sidonie Adlersburg, geb. im Juni 1933 auf der Landstraße bei Altheim (Bez. Steyr), gestorben 1943 im KZ Auschwitz

Der Schriftsteller Erich Hackl setzte dem Roma-Mädchen mit seinem Roman „Abschied von Sidonie“ 1988 ein literarisches Denkmal. Es ist eines der meistverkauften Bücher des oberösterreichischen Autors im In- und Ausland, wurde es doch in 16 Sprachen übersetzt. Auch das Drehbuch der Fernsehverfilmung „Sidonie“ (Karin Brandauer, 1990) wurde von Erich Hackl verfasst. All dies zu einem Zeitpunkt, als sich die österreichische Öffentlichkeit kaum für den Völkermord an den Roma interessiert hat.

Am Schicksal von Sidonie lassen sich Autoritätshörigkeit und Verstrickung in oder Mittäterschaft an NS-Verfolgungs- und Vernichtungsaktivitäten aufzeigen. Dieser aus Originaldokumenten und Zeitzeugenberichten rekonstruierte Tatsachenroman legt Verhaltensmuster und Handlungsspielräume während des Faschismus offen. Im Zentrum steht nicht die große Politik, sondern deren Auswirkungen auf kleinere Funktionsträger an der „Heimatfront“: auf Bürgermeister, Exekutivbeamte, Fürsorgerinnen und Lehrer. Sie handelten von der NS-Ideologie überzeugt oder verführt, ließen sich von gängigen Vorurteilen oder traditionellem Obrigkeitsdenken leiten und lieferten Menschen – in diesem Fall ein Kind – der tödlichen NS-Maschinerie aus. Sie funktionierten als aktive Rädchen, befolgten Anweisungen, mißtrauten eigenem, besserem Wissen. Das Resultat: Sie nahmen ein zehnjähriges Mädchen ihren Pflegeeltern weg, um es zur biologischen Mutter zu bringen. Diese Familienzusammenführung wurde „von oben“ angeordnet, im Frühjahr 1943. Kurz davor – im Dezember 1942 – hatte Heinrich Himmler den berichtigten Auschwitz-Erlass herausgegeben, und ab Februar 1943 rollten Großtransporte mit Roma aus ganz Europa ins Vernichtungslager

Auschwitz-Birkenau. Sidonie wurde von der zuständigen Fürsorgerin nach Hopfgarten bei Kitzbühel gebracht. Dort traf sie auf die österreichische Sintiza Maria Berger, ihre Mutter. Sidonie hatte sie nie zuvor bewusst erlebt oder gesehen. Gemeinsam mit ihr und anderen Familienmitgliedern ging die Fahrt im Viehwaggon ins KZ Auschwitz. Die Mehrheit der österreichischen Roma (85 bis 90 Prozent) hat den NS-Rassenwahn nicht überlebt. Sidonie starb kurz nach der Ankunft „an gebrochenem Herzen“, so beschrieb später ihr Halbbruder Joschi Adlersburg die letzten Tage von Sidonie: „Sie hat nur geweint, nichts gegessen, kaum geschlafen.“

Die Frage, wer was und wieviel über die „Endlösung der Zigeunerfrage“ – über die geplante und zum Teil schon 1940 angelaufene Ermordung aller „Rom-Zigeuner“ in Auschwitz und anderen Konzentrations- und Vernichtungslagern – zum damaligen Zeitpunkt wissen konnte, lässt sich auch heute nicht eindeutig beantworten. Den – im Falle Sidonie Adlersburg (bzw. Berger) – involvierten Personen musste aber klar sein, dass dem Mädchen wenn schon nicht der Tod, so eine ungewisse, bedrohliche Zukunft bevorstand. Im Jahre 2000 hat der Diogenes-Verlag einen Materi-

alienband zum Fall Sidonie herausgegeben. Die Dokumente und Analysen zeigen: Der Verbleib Sidonies in der Pflegefamilie – und damit ihr Überleben – war als Möglichkeit gegeben. Die Chance für eine „Ausnahmeregelung“ ist von den amtshandelnden Personen nicht erkannt oder genutzt worden. Befürchteten sie wirklich, dass bei der sozial angepasst lebenden Sidonie irgendwann „zigeunerische Untugenden und Instinkte“ zu Tage treten könnten? Oder hatten sie Angst vor dem eigenen Urteil, der Eigenverantwortung?

Gesellschaftspolitischer und persönlicher Hintergrund der Betroffenen

Neben den mehr als 8.000 Burgenland-Roma lebten schon seit der letzten Jahrhundertwende ca. 3.000 Sinti und Lovara auf österreichischem Gebiet. Sie verdingten sich als Wanderhändler, ambulante Kleingewerbetreibende oder auch als Erntehelfer. Der Antiziganismus ist ein Jahrhunderte altes Phänomen und Problem, doch damals in den 1930er Jahren verschärfte sich die Situation. Lebensräume und Existenzmöglichkeiten der „Wanderzigeuner“ wurden mehr und mehr eingeschränkt, zumal ein nicht unerheblicher Teil deutscher Sinti seit

der NS-Machtergreifung von Deutschland nach Österreich geflohen war. Das Leben auf der Landstraße geriet zum Spießrutenlauf. Die zuvor genehmigte Aufenthaltsdauer für Fahrende auf öffentlichen Plätzen wurde drastisch reduziert. Der „Abmarsch“ nach 24, spätestens 48 Stunden war üblich. Doch immer mehr Gemeinden verweigerten Roma-Gruppen auch kurzfristige Aufenthalte, schoben sie in Nacht-und-Nebel-Aktionen in Nachbargemeinden oder über Landesgrenzen ab. Vertreiben und Davonjagen war praktizierte Norm. Als „Unstetigkeit“ – andersartiges Sozialverhalten – ging diese erzwungene Lebensart dann in behördliche Beschreibungen ein, protokolliert als vererbbares Charaktermerkmal, das die Verfolgung rechtfertigte.

Roma sind Familienmenschen – was zählt ist die Familie, die Großgruppe. Ansehen und Wohlstand wurden in der Vergangenheit über den Kinderreichtum definiert. Doch die wirtschaftliche Not der Zwischenkriegszeit hinterließ auch an dieser Stelle Spuren. Maria Berger, Sidonies Mutter, hatte sich kurz nach der Geburt, im Sommer 1933, entschlossen, ihr neugeborenes Mädchen in Steyr zurückzulassen. Die Ortswahl – der Eingang des Krankenhauses – war gut durchdacht. Dort erhielt das Kind rasch ärztliche Pflege, denn es war rachitisch und wies mehrere Krankheitsmerkmale auf. Maria Berger bzw. eine weibliche Verwandte meldeten sich danach noch zweimal telefonisch, um sich nach Sidonie zu erkundigen, holten sie aber nie – wie angekündigt – ab. Den Behörden gelang es zunächst nicht, die Mutter oder den Vater auszuforschen, um Pflegekosten einzufordern. So musste das Jugendamt Steyr das Kind als Mündel übernehmen und fand mit Josefa und Hans Breirather liebevolle Pflegeeltern. Die Breirathers (in den Dokumenten: Breurather) engagierten sich für das fremde Mädchen, nahmen auch materielle Opfer auf sich. Sie handelten

sich damit nicht nur Freunde, sondern zahlreiche Nachteile ein, denn Hans Breirather war politisch kein unbeschriebenes Blatt. Der Sozialdemokrat und Schutzbundführer galt seit den Februarkämpfen 1934 dem Ständestaat als Gegner; er musste 18 Monate im Gefängnis verbringen. In der NS-Zeit kam es zu Bespitzelungen der Familie, zu Verdächtigungen und Anzeigen wegen regimekritischer Äußerungen. Dennoch: Im Arbeitermilieu und in der Nachbarschaft waren die Breirathers eine geachtete Familie. Neben dem eigenen Sohn und Sidonie wurde 1935 ein weiteres Mädchen in



Pflege genommen. Alle Kinder entwickelten sich gut, und auch Sidonie war ein geliebtes, fröhliches Kind. Die Eltern und der ältere Bruder Manfred konnten abfällige, bössartige Bemerkungen gegen die „Zigeunerin“, die „Schwarze“ weitgehend abschwächen oder von dem Kind fernhalten.

Rassenpolitik und NS-Verfolgung machten aber auch vor dem kleinen Industrieort Sierning bei Steyr nicht Halt. Konkrete Verfolgungsmaßnahmen setzten in Österreich gleich nach dem sogenannten Anschluss ein. Schon ab 1938/39 wurden Tausende Roma verhaftet, in Zwangsarbeitslager vor Ort oder – bereits Ende 1941 – in

Großtransporten in Vernichtungslager verschleppt und ermordet. Die Breirathers waren aufmerksame Anti-Nazis, sie informierten sich, hielten Kontakte zu früheren Genossen, hatten Befürchtungen, waren auf der Hut. Doch sowohl der Bürgermeister von Sierning als auch die Fürsorgerinnen vermittelten Hoffnung, dass Sidonie „als sozial angepasst“ bei der Familie würde bleiben können.

Mit dem NS-Zugriff auf die Roma begann 1939 eine umfassende „Festsetzung“ und Registrierung. Damals wurden Sidonies Mutter Maria Berger und deren Angehörige in der Gemeinde Hopfgarten bei Kitzbühel „erkennungsdienstlich“ mit Stammdatenblatt erfasst und in ein Barackenlager eingewiesen – ein Übergangslager, das mit Herausgabe des Auschwitz-Erlasses aufgelöst werden sollte. Der Transport der Familien Berger und Adlersburg aus Hopfgarten ins KZ Auschwitz stand im Frühjahr 1943 bevor. Zwischen Januar und Anfang April 1943 hatten die Behörden in Steyr bzw. Sierning mit den Tiroler Beamten abzuklären, ob das Kind an die – nun eindeutig festgestellte – leibliche Mutter überstellt werden sollte oder ob der Verbleib bei den Pflegeeltern „ausnahmsweise“ zu befürworten sei. Bürgermeister, Fürsorgerinnen und Lehrer lie-

ßen sich mehr und mehr – entgegen den früheren Zusagen – von gängigen Klischees und der NS-Rassenideologie leiten, zweifelten an ihren positiven Erfahrungen mit Sidonie, mißtrauten ihrem eigenen Urteil.

Nach 1945 wollten sie alle nicht mehr darüber reden, nichts davon wissen, ließen die Familie mit ihrem Schmerz und dem Wunsch nach einem Gedenken allein. Einige involvierte Personen, die Sidonie „ihrem Schicksal“ und damit dem Tod im KZ auslieferten, konnten Jahrzehnte später dazu befragt werden. Sie blieben überzeugt, dass sie ordnungsgemäß gehandelt und nur ihre Pflicht erfüllt hatten.

Bewegungsfreiheit

Zwei interessante Podiumsdiskussionen zum Thema Sport und Minderheiten

Fast genau ein Jahr nachdem sich die **Stimme** in einer Spezialausgabe dem Thema Sport und Minderheiten (Stimme Nr. 88/Herbst 2013) widmete, fanden im Oktober 2014 in Kooperation mit dem Sportministerium zwei Podiumsdiskussionen der **Initiative Minderheiten** zum Thema statt.

Schon in der Spezialausgabe wurde deutlich, wie facettenreich und weitläufig das Thema ist. Vom Inklusionsfaktor des Nationalsports über Sport in der Entwicklungszusammenarbeit bis zu zielgruppenspezifischen Projekten im Breitensport reicht die Palette. Sport als Integrationsmaßnahme wird immer populärer und bekommt durch die Generation Alaba und Arnautovic und die immer erfolgreichere österreichische Nationalelf zusätzlichen Aufwind. Grund genug, sich genauer mit dem Thema zu beschäftigen und zu fragen, warum Sport als Inklusionsmaßnahme so interessant ist und ob es sich nicht doch vor allem um ein Phänomen des Männerfußballs handelt.

In zwei Veranstaltungen unter dem Titel *Bewegungsfreiheit* wurden die Erfahrungen aus unterschiedlichen Projekten mit dem Fokus auf Breitensport diskutiert. Zuerst wurde Mitte Oktober in den Karl-Höger-Hof in Simmering geladen. Im Veranstaltungsraum des Gemeindebaus, der seit einigen Jahren nicht genutzt wird, aber auf eine rege Vergangenheit zurückblicken kann, entsteht heute ein Sportzentrum des Vereins *Spunzbrett Wien*. Der Verein hat in den letzten drei Jahren Deutsch- und Sportkurse angeboten, um auf diesem Weg Jugendlichen mit Migrationsgeschichte Hilfestellung im Alltag zu leisten. Die umsetzungsorientierte Initiative will nun im elften Wiener Gemeindebezirk weiterarbeiten und verschiedene Ziel- und Altersgruppen ansprechen. Anlässlich der Eröffnung des Sportzentrums wurden anhand dreier ausgezeichneter Projekte die konkreten Vorteile, praktischen Herausforderungen und zukünftigen Möglichkeiten von Sportprojekten mit und für Migrantinnen diskutiert.

Die Gelegenheit wurde genutzt, um den Schwerpunkt auf die weibliche Zielgruppe zu legen, für die Sport und Bewegung weiterhin schwierig(er) zugänglich ist. Schon allein die verschiedenen Zielsetzungen der vorgestellten Projekte machten deutlich, welche unterschiedlichen Vorteile Sportangebote für Frauen und Mädchen bieten können. **Hannah-Isabella Gasser** (Verein *Footprint*) erzählte von Sportkursen als alternativer Therapiemöglichkeit für Opfer von Frauenhandel. Demgegenüber sprach **Susanne Reichard** von den Erfahrungen des Projektes *Mama fährt Rad* und der Mobilität und Unabhängigkeit, die Bewegung bieten kann. Das vielfach ausgezeichnete Projekt *Ippon Girls* (Judoclub *Vienna Samurai*) wurde von **Corinna Korner** vorgestellt und bietet interessierten Sportlerinnen die Ausbildung zur Judotrainerin. Mit Frauen unterschiedlicher Herkunft als Trainerinnen ist die Wahrscheinlichkeit größer, auch Mädchen mit Migrationshintergrund zur Sportausübung zu bewegen. Die Frage, wie man Frauen und Mädchen den Zugang zum Sport erleichtert, konnte als gemeinsame Herausforderung für alle drei Projekte identifiziert werden.

Integrationspotenzial von Sportstrukturen

Zwei Wochen später wurde das Thema, diesmal von einem eher männlich dominierten Podium, aufgenommen, um das Integrationspotenzial von Sportstrukturen im Allgemeinen zu diskutieren. Auch hier wurde deutlich, welche Fülle an Zugängen und Strukturen es im Sport geben kann. Allen voran der organisierte

Sport – der klassische Sportverein, der sich auch in Österreich, wie **Christoph Witoszynskyj** erklärte, in den letzten Jahren immer mehr für Migrant_innen geöffnet hat. In der Vergangenheit bestanden eigene Sportvereine für Gastarbeiter, wie ein Blick zurück auf die erfolgreiche Fußball-Jugoliga zeigte. Doch auch diese Form war ein wichtiger Schritt in Richtung Inklusion, erzählte **Blaško Papic**. Demgegenüber sind es heute deutlich offenere Strukturen, die Kinder- und Jugendliche verschiedener Herkunft zum gemeinsamen Sport bringen. So auch beim Käfigsport, wo die *Caritas Käfig League* mit dem Leiter **Alexander Schneider** regelmäßig professionelles Training anbietet. Gemeinsam ist diesen Strukturen, dass man hinter die Aushängeschilder Alaba und Arnautovic blicken muss, um zu sehen, inwieweit Sport wirklich inklusiv wirken kann. Die Erfahrung aus den Diskussionen zeigt, dass man auch im Sport – wie in allen anderen Bereichen von Integration – genauer definieren muss, wovon man spricht, wen man meint und was man erreichen will, um sich nicht hinter Aushängeschildern verstecken zu müssen.

Eine Zusammenfassung der Diskussionen können Sie auf Radio Stimme nachhören. Die konkreten Termine werden über Newsletter, Homepage und Facebook angekündigt. Die Beiträge können im Sendungsarchiv heruntergeladen werden: www.radiostimme.at



Ein arisiertes Traktorenwerk, ein Urenkel Sigmund Freuds und behinderte Arbeitssklaven

Herr Groll und der Dozent saßen in einem Tankstellenbistro in der Shuttleworthstraße in Wien-Floridsdorf. Groll hatte seinen Freund eingeladen, weil er dem Dozenten einen historisch bedeutsamen Platz vorführen wollte, die Backsteinbauten einer ehemaligen österreichisch-britischen Maschinenbaufabrik namens Hofherr-Schrantz-Clayton-Shuttleworth – sie wurde 1938 arisiert und in ein Nebenlager des KZ Mauthausen auf Floridsdorfer Gebiet umgewandelt, in dem hauptsächlich polnische und sowjetische Häftlinge ausgebeutet und durch Arbeit getötet wurden. Bevor Herr Groll näher darauf eingehen konnte, meldete sich der Dozent mit einer aktuellen Geschichte zu Wort.

„Neulich hat sich in England eine eigenartige Begebenheit zugetragen. Sie kennt drei Protagonisten, den konservativen Ministerpräsidenten David Cameron, den Vorsitzenden der Labour Party, Ed Miliband, Sohn des legendären Gesellschaftswissenschaftlers Ralph Miliband, seines Zeichens britischer Soldat im Krieg gegen Nazi-Deutschland und Mitbegründer des *Western Marxism* und der *New Left Review* – und schließlich einen Enkel Sigmund Freuds, David Freud, heute vierundsechzig Jahre alt. Der Parlaments-Website des Oberhauses zufolge lautet die korrekte Anrede für den Mann: *The Lord Freud*.“

„Genialer Titel“, erwiderte Groll.

Der Dozent setzte fort. „*The Lord Freud* war zuvor Vizepräsident der Schweizerischen Großbank UBS, die zu den 28 System-Großbanken weltweit zählt und mit 65.000 Mitarbeitern als größter Vermögensverwalter der Welt mit 3.200 Milliarden Schweizer Franken verwaltetem Kapital gilt. 35 Prozent der Einlagen stammen aus Nord- und Lateinamerika, 36 Prozent aus der Schweiz, 17 Prozent aus dem übrigen Europa und 12 Prozent aus dem asiatisch-pazifischen Raum.“

„Floridsdorf ist nicht aufgelistet?“ fragte Groll.

„Floridsdorf zählt zu Europa“, warf der Dozent ein.

Er sei sich dessen nicht so sicher, meinte Groll. Hannes Androsch, eine der zentralen Unternehmerpersönlichkeiten der Zweiten Republik, stamme aus dem Bezirk, und dessen Geschäftsgebaren verweise mehr auf den rauen amerikanischen Kapitalismus als auf sein europäisches Pendant.

Der Dozent ließ sich nicht beirren und fuhr fort. *Lord Freud* sei 2009 vom Berater der Labour Party zu den Torys gewechselt und sitze seither für die Konservativen als *Life Peer* im House of Lords, und zwar als Sprecher für Reformen im Wohlfahrtsstaat.

„In einer Debatte bemerkte dieser honorable Sozialpolitiker, dass nicht wenige geistig behinderte Menschen

den Mindestlohn, rund sechs britische Pfund pro Stunde, nicht wert seien und mit zwei Pfund gerecht bezahlt wären.^[1]“

„Der Großvater hätte wohl keine Freude mit seinem Enkel“, bemerkte Groll.

Der Dozent nickte. „Was nun folgte, ist erstaunlich. Nicht nur, dass der Labour-Vorsitzende Ed Miliband scharfe Kritik an Mister Freud übte und dessen Rücktritt verlangte – auch der konservative Ministerpräsident David Cameron verbarg seinen Zorn und seine Abscheu vor den Worten seines Parteikollegen nicht und forderte von diesem binnen Stundenfrist eine vollständige und umfassende Entschuldigung vor den behinderten Menschen und der Öffentlichkeit, andernfalls *Lord Freud* seine Ämter verlieren würde. 100.000 geistig behinderte Menschen würden in Großbritannien zum Mindestlohn von rund sechs Pfund beschäftigt, und niemand in der Regierung denke daran, dies zu ändern.“

„Die Entschuldigung kam prompt, und sie fiel nicht halberzig, sondern profund aus. Was sagen Sie zu diesem Vorfall?“

Herr Groll trank seinen Espresso aus und sagte nachdenklich: „Glückliches Britannien. In Österreich arbeiten einige Zehntausend behinderte Menschen in Einrichtungen wie der Lebenshilfe. Und wissen Sie, wie viel diese Menschen für eine 40 Stunden Woche erhalten?“

Der Dozent schüttelte den Kopf.

„Vierzig Euro“, sagte Groll.

„Pro Tag“, erwiderte der Dozent.

Nun schüttelte Groll den Kopf.

„Pro Woche?“ Der Dozent war verunsichert.

„Pro Monat!“ antwortete Groll. „Vierzig Euro pro Monat, und keinen Cent mehr. Und keine Pensionsversicherung. Der reaktionäre Vorschlag *Lord Freuds* mit den zwei Pfund pro Stunde^[2] bedeutete in Österreich eine dramatische Verbesserung der Lage. In England verdienen behinderte Menschen in sechs Stunden soviel wie ihre österreichischen Kolleginnen und Kollegen in Küchen, Wohngemeinschaften, Wäschereien und Büros in einem Monat. Soviel zum Sozialstaat Österreich.“

„Und niemand protestiert?“ Der Dozent war fassungslos.

„Im Gegenteil, die Dienstleister- und Behindertenorganisationen von der Lebenshilfe abwärts verdienen blendend an ihren behinderten und rechtlosen Arbeitssklaven“, erwiderte Groll.

[1] The Guardian, 15. 10. 2014, eigene Recherche.

[2] Ein Euro entsprach Ende November 2014 rund 0,80 Pfund.

WO KANN ICH MICH ALS UNTERNEHMER/IN ZU HAUSE FÜHLEN?

SERVICE

NETZWERK
DIVERSITY

01/514 50-1070

E diversity@wko.at
W wko.at/wien/diversity



WKO WIEN
WIRTSCHAFTSKAMMER WIEN
Weiter kommen.

WORKSHOP-REIHE

ROMA-FEINDLICHKEIT

ENTGEGENTRETEN

Die Termine 2015 unter:
www.gb.w.at/weiterbildung



Reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist

oder

rece, kar ti pride na pamet

Anlässlich des Europäischen Tages der Sprachen^[1] am 26. September hat sich die Redaktion von **Radio Stimme** mit dem Thema Mehrsprachigkeit auseinandergesetzt. Einerseits ging es in der Sendung um zwei- und mehrsprachigen Unterricht an österreichischen Schulen, andererseits wurden ein Kinderbuch und ein satirisches Wörterbuch rund um die Themen Mehrsprachigkeit, Identität und Vorurteile präsentiert.



Wie mir der Schnabel gewachsen ist, wurde mir einschlägig bewusst, als ich zu Studienbeginn in Wien eigenartige Blicke meiner Kommilitoninnen ernte, wenn ich im breiten Kärntner Dialekt zu sprechen begann. Als Kärntner Slowenin war ich jedoch von Kindheit an mit Vorurteilen in Bezug auf Sprache konfrontiert. Die Frage, ob man nun Österreicherin oder Slowenin sei, mag verwundern. Nicht weniger erstaunlich sind Anfeindungen innerhalb der eigenen Volksgruppe. Da meine Mutter des Slowenischen nicht mächtig war, als sie in unser Dorf kam, waren meine Geschwister und ich keine „echten“ Kärntner Slowenen.

Wie aus dieser kurzen biografischen Erzählung sichtbar wird, wirft die Frage nach der Sprache unverzüglich Fragen nach Identität und Zugehörigkeit auf und ist leider oft ideologisch und/oder politisch aufgeladen. Meiner Ansicht nach ist die europäische Perspektive hilfreich, um kleinkarierte Sichtweisen zu vermeiden und sich bewusst zu machen, dass Mehrsprachigkeit

immer eine kulturelle Bereicherung und einen Zugewinn an Wissen bedeutet.

Julia Hofbauer hat für die Hörer_innen von Radio Stimme den Vortrag des Erziehungswissenschaftlers Vladimir Wakounig im Rahmen des Symposiums „Sag, wie hast du's mit der Sprache? Zur Bedeutung von Sprache und Mehrsprachigkeit“ im November 2011 zusammengefasst und gestaltet.^[2] Der Titel „Österreichische Minderheiten und ihre schulische Sprachbildung“ verweist auf die sechs gesetzlich anerkannten autochthonen Volksgruppen Österreichs: Ungar_innen, Slowak_innen, Tschechen_innen, Kroat_innen, Slowen_innen sowie Roma und Sinti.

Das Recht auf sprachliche Gleichstellung in der eigenen Muttersprache ist bisher nur im Falle des Ungarischen und Kroatischen im Burgenland sowie des Slowenischen in Kärnten in einem Schulgesetz umgesetzt worden. Momentan verhält sich die Situation in bei-

den Bundesländern so, dass es einen kontinuierlichen Anstieg an Teilnehmer_innenzahlen am zweisprachigen Unterricht gibt, während die aktiven Sprachkompetenzen in den Minderheitensprachen abnehmen. Also nehmen zwar immer mehr Kinder am zweisprachigen Unterricht teil, die vorschulischen Kenntnisse in der jeweiligen Minderheitensprache gehen jedoch stetig zurück.

Wakounig hält fest, dass das Angebot an zweisprachigem Unterricht im Primarbereich relativ groß ist (v. a. bei Slowenisch und Kroatisch), während es am Übergang zum Sekundarbereich zu einem Systembruch kommt. Um die europäische Charta der Regional- und Min-

derheitensprachen^[3], der sich Österreich verpflichtet hat, zu erfüllen, fordert Wakounig daher ein „völliges Umdenken“ in der österreichischen Schulpolitik. Denn so wie sich der zwei- und mehrsprachige Unterricht momentan gestaltet, seien der Erhalt und die Weiterentwicklung der Minderheitensprachen keineswegs gesichert.

Als Positivbeispiel nennt Wakounig das alternative System der Sprachvermittlung, wie es seit 2003/2004 in der zweisprachigen slowenischen Volksschule in Klagenfurt umgesetzt wird. Dabei wird wochenweise zwischen Slowenisch und Deutsch im Unterricht gewechselt. Das Ergebnis ist ein entspannter

^[1] Auf Initiative des Europarats in Straßburg wird der 26. September seit 2001 als europäischer Tag der Sprachen gefeiert.

^[2] Alle Vorträge des Symposiums als O-Ton im Radio Stimme online-Archiv: <http://tinyurl.com/mopxocr>.

Eine gekürzte Fassung des Vortrages von Wakounig sowie andere Symposiumsbeiträge sind nachzulesen in Stimme Nr. 82/Frühjahr 2012.

^[3] Für ein positives Beispiel der Förderung von Minderheitensprachen siehe die autonomen spanischen Regionen Katalonien und Baskenland oder auch die Schweiz. Als Negativ-Beispiel ist Frankreichs zentralistische Sprachpolitik zu nennen, die zum fast gänzlichen Absterben der Minderheitensprachen geführt hat (Okzitanisch, Bretonisch, Katalanisch).

und experimentierfreudiger Umgang mit beiden Sprachen. Diese neueren didaktischen Methoden der Sprachvermittlung stehen im Gegensatz zum ständigen Disziplinieren, wie es aktuell beim zweisprachigen Unterricht oft der Fall ist, wo zwischen deutsch und slowenisch hin und her gewechselt wird.

Wakounig fordert, dass Minderheitensprachen in Österreich zu Bildungssprachen werden. Gemeint ist damit, dass Kinder Kompetenzen in den Minderheitensprachen erwerben, die über den Alltagsgebrauch hinausgehen. Um dies zu erreichen, sind folgende Schritte erforderlich:

- Politischer Reformwille der österreichischen Regierung
- Vermeidung von Systembrüchen (Unterricht in Minderheitensprache auch nach der Volksschule)
- fächerübergreifender, immersiver Sprachunterricht
- Gute Ausbildung und Kompetenz der Lehrpersonen, die Minderheitensprachen unterrichten

Im zweiten Teil der Sendung stellt Gerd Valchars das Kinderbuch „Kakšne barve je svet?/ Welche Farbe hat die Welt?“^[4] der slowenischen Autorin Desa Muck vor. Die beiden Maulwurfskinder Peter und Rosi bege-

Julia Wiegele ist Redakteurin bei Radio Stimme.

ben sich darin auf eine abenteuerliche Wanderung an die Erdoberfläche und entdecken, dass die Welt bunt ist und nicht nur schwarz und braun, wie sie bisher geglaubt haben. Sie werden auf der Erdoberfläche nicht nur mit Spott und Fremdenhass konfrontiert, sondern stellen fest, dass die wahre Farbe der Welt sich erst zeigt, wenn man sie durch die Augen aller betrachtet. Denn jedes Tier sieht durch die eigene Brille nur bestimmte Farben – eine Metapher für die plurilinguale Wirklichkeit, in der wir leben, und die uns ermöglicht, andere Perspektiven einzunehmen. Mehrsprachigkeit ist auch gelebte Praxis beim Mohorjeva-Hermagoras-Verlag in Klagenfurt, der mit „Welche Farbe hat die Welt?“ das erste Buch in allen sechs anerkannten Volkssprachen Österreichs herausgebracht hat.

Sprachen tragen geschichtliche, kulturelle und politische Spuren in sich, die aufgerufen werden, sobald man sie „in den Mund nimmt“ (so bedeutet das slowenische Wort für Sprache „jezik“ auch Zunge). Im Beitrag der Radio-Stimme-Redakteurinnen Petra Permeser und Melanie Romstorfer geht es um

Einstellungen und Vorurteile, die in Begriffen mitschwingen. Der Autor, Übersetzer und Sprachlehrer Goran Novakovic alias Goxilla nähert sich in seinem „Vergleichenden Wörterbuch der Ausländer/innenologie“^[5] (WWdA) mit spielerischer Leichtigkeit Begriffen wie „Ausländer/in“, „Rassismus“ oder „Scheinehe“ an. Er schlägt pro Begriff zwei extrem überzeichnete satirische Interpretationsmöglichkeiten vor, die für zwei entgegengesetzte Ideologien stehen: die volksnah/volkstümliche und die linksliberal/alternative. Mit diesem „vorläufigen System der komparativen Vorurteile“, so der Untertitel des Buches, führt der Autor vor, wie Sprache unsere Sicht auf die Welt prägt. Der Leser/die Leserin soll dazu angeregt werden, abseits ausgetretener Begriffspfade eine eigene Definition zu finden. Das VWdA entlarvt auf satirische Weise Fremdenfeindlichkeit und Rassismus, belächelt aber gleichzeitig das „Gutmenschentum“, das Menschen ebenso als

„anderssprachig“ oder „fremd“ markiert wie der „volksnahe“ Counterpart. Humor ist ein befreiendes, großartiges Mittel, um sich von Stereotypen loszusagen, denn wir wissen ja, dass wir Menschen viel zu komplizierte Wesen sind, als dass wir uns in Kategorien einordnen lassen würden. Goxillas Buchprojekt und seine humorvollen T-Shirt-Aufschriften nehmen es leicht, regen aber auch zum Nachdenken an.

Sprache prägt nicht nur unsere Sicht auf die Welt, sondern kann diese auch verändern, wie u. a. Judith Butler gezeigt hat. In ihrem Buch „Haß spricht“^[6] zeigt sie, wie ursprünglich als Beschimpfung gedachte Begriffe von Minderheiten in den USA angeeignet und umgedeutet wurden, wie etwa „nigger“ oder „queer“. Vielleicht können ambivalente T-Shirt Aufschriften wie „Bite hohdojc“ oder „ojforiš“ von Novakovic auch ein paar Grenzen in den Köpfen auflösen.

^[4] Muck, Desa: Welche Farbe hat die Welt? Illustriert von Branka Schwarz. Celovec/Klagenfurt 2002

^[5] Vergleichendes Wörterbuch der Ausländer/innenologie. Das vorläufige System der komparativen Vorurteile. Herausgegeben von Goxilla. Illustrationen von Hakan Gürses. Wien 1996-2006 <http://goxilla.net>

^[6] Vgl. Butler, Judith: Haß Spricht. Zur Politik Des Performativen. Frankfurt am Main 2006

Eine persönliche Empfehlung: „Schawapeanzaralied“ von Jelena Popržan & Ljubinka Jokic, Text: Richard Schubert.

Die Radio-Stimme-Sendung „Gjuha. Hizkuntza. Iaith. Jezik. Kieli. Linguagem“ wurde am 16. September 2014 auf Radio Orange 94.0 ausgestrahlt.

Das Sendungsarchiv von Radio Stimme finden Sie unter: www.radiostimme.at

Wenn du träumst, träumst du dich als widerständiges Subjekt?

(Gustav: Soldatin oder Veteran)



RADIO STIMME

DIE SENDUNG FÜR KOPFHÖRER_INNEN

SUCHT NEUE REDAKTEUR_INNEN.

INFOABENDE:

am 27. Februar 2015 und am 6. März 2015.

NEUGIERIG?

Mehr Infos ab Ende Januar auf www.radiostimme.at.

Anmeldung unter radio.stimme@initiative.minderheiten.at

1)

Das BMI hat dringend ersucht, an Angehörige jugosl. Zigeunergruppen keine SV zu erteilen, da das Landesarbeitsamt Steiermark keine Arbeitserlaubnis mehr erteilt.

Es hätte daher an die öster. VBen in Jugoslawien folgende Depesche zu ergehen:

2) - 4) gleichlautend

Depesche in *Ziffern*

Erteilt keine SVE an Angehörige jugosl. Zigeunergruppen.

Aussenamt

APL TRANS
DEPESCHE IN ZIFFERN
am 2.8.65
Dr. von K...

Keine Arbeitsvisa an jugoslawische Roma

Wien, am 2. August 1965. Das Außenamt schickt eine Depesche an die österreichischen diplomatischen Vertretungsbehörden in Jugoslawien, mit folgendem Inhalt: „Erteilt keine SVE an Angehörige jugosl. Zigeunergruppen.“^[1] Die Form der Übermittlung dieser Anweisung als Elnachricht verweist auf Dringlichkeit und setzt rasche Umsetzung rassistischer Politik voraus. Mit dem Kürzel „SVE“ sind Arbeitssichtvermerke gemeint, die die Einreise zum Zweck der Arbeitsaufnahme in Österreich ermöglichen. Es ist die Zeit der sogenannten Gastarbeitermigration, österreichische Firmen buhlen um migrantische Arbeitskräfte, insbesondere jugoslawische sind sehr gefragt. Österreich bemüht sich außerdem seit Jahren um die Schließung eines offiziellen Anwerbeabkommens mit Jugoslawien, das schließlich im November 1965 in Wien unterzeichnet wird. Der Bedarf an jugoslawischen Arbeiter_innen von Seiten der Wirtschaft wird bis dahin durch eine liberale Arbeitsvisavergabepolitik der österreichischen Vertretungsbehörden in Jugoslawien zu bewerkstelligen versucht. Doch diese Politik gilt offensichtlich nicht für alle jugoslawischen Staatsangehörigen gleichermaßen.

Das eingangs erwähnte Telegramm ist die unmittelbare Reaktion auf ein Schreiben des Bundesministeriums für Inneres, das diese Forderung mit Verweis auf einen vermeintlich häufig beobachtbaren Arbeitsplatzwechsel jugoslawischer Roma gestellt hat. Das Innenministerium bezieht sich dabei auf Beschwerden von Seiten des Landesarbeitsamtes Steiermark, das nicht mehr bereit sei, „an jugoslawische Zigeuner eine Arbeitserlaubnis zu erteilen“.^[2]

Ein Jahr später, im Sommer 1966, richtet das Innenministerium erneut ein Schreiben an das Außenministerium, mit einem Begehren gleichen Inhalts. Zur Begründung verweist das Innenministerium auf Vorfälle im Bundesland Tirol und hebt hier eine Gruppe von rund 200 Personen hervor, die aus den Orten Vitanovac und Naupare sichtvermerksfrei nach Österreich gereist seien: „Sobald die Zigeuner im Besitze eines Sichtvermerkes sind, verlassen sie ihren Arbeitsplatz und treiben sich nach Zigeunerart im Land herum.“ Wie aus dem Schreiben ferner zu entnehmen ist, wurde die Sicherheitsdirektion von Tirol angewiesen, die betreffenden Personen des Landes zu verweisen. Und weiter: „Erforderlichenfalls wird gegen diese Personen auch mit fremdenpolizeirechtlichen Zwangsmaßnahmen vorgegangen werden. Hierbei wird selbstverständlich darauf geachtet werden, daß diese Aktion nicht als Diskriminierung aus rassistischen Gründen ausgelegt werden kann.“^[3]

Die Abschiebung unerwünschter Migrant_innen und die Verhängung von mehrjährigen Einreiseverboten hat System.

Daher ist die Sorge, dass diese im Fall jugoslawischer Roma als rassistische Diskriminierung von Seiten der Sicherheitsbehörden ausgelegt werden könnte, ungewöhnlich. Warum diese Vorsicht? Ein Grund könnte in der Angst liegen, dafür mit Verweis auf die Geschichte der nazistischen Verfolgungspolitik, die schließlich im systematischen Massenmord an Roma und Sinti mündete, Kritik zu ernten. Als Land der Täter. Ein weiterer, ähnlich gelagerter Grund könnte sein, dass diese Diskriminierung vor allem von Seiten des jugoslawischen Staates kritisiert werden würde. Auf Letzteres bezieht sich das österreichische Generalkonsulat in Ljubljana in einem Antwortschreiben, in dem es die Schwierigkeiten der Durchsetzung dieser Politik erläutert, gleichzeitig aber „selbstverständlich bemüht sein wird“, den Erlass des Innenministeriums „genau zu befolgen“.^[4] Die größte Schwierigkeit kreist um die Frage der Identifizierung: sei es nach dem Aussehen, sei es nach dem Nachnamen. Zumal sich jugoslawische Roma, so eine Begründung des Generalkonsulats in Ljubljana, „in vielen Fällen im Aussehen nur sehr wenig, wenn überhaupt, von sonstigen jugoslawischen Staatsangehörigen [unterscheiden]“ würden.

Einig sind sich jedoch offensichtlich alle hier genannten österreichischen Behörden in einem: im historisch gewachsenen Antiziganismus, der institutionalisierte Diskriminierung von Menschen, die als „Zigeuner“ wahrgenommen werden, möglich macht. Dabei wird nicht gefragt, welche anderen möglichen Gründe es für das Verlassen des Arbeitsplatzes geben könnte, wie etwa schlechte Arbeitsbedingungen oder lukrativere Angebote von anderen Unternehmen. Vielmehr wird eine, wie es das Innenministerium ausdrückt, „Zigeunerart“ imaginiert, die erst etwas über zwei Jahrzehnte zuvor zur systematischen Ermordung durch das NS-Regime geführt hat.

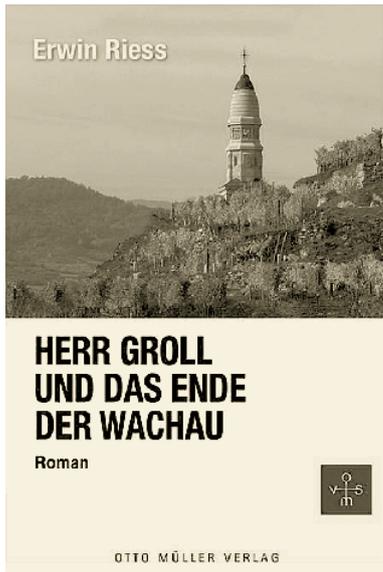
Es sind zwei historische Fälle aus den Akten, die diese tief verwurzelten, bis heute noch wirksamen Stereotype sichtbar machen. Gleichzeitig zeigt sich gerade am erneuten Erlass des Innenministeriums aus dem Jahr 1966, dass die Durchsetzung dieses institutionalisierten Rassismus in der Realität auch auf Schwierigkeiten gestoßen ist. Und das ist gut so.

[1] BMAA, Geschäftszeichen Jugoslawien IX/2P, Grundzahl 326 613-12/65

[2] Ebd.

[3] BMAA, Geschäftszeichen Jugoslawien IX/2P Grundzahl 230 184-12/66

[4] Ebd.



Herr Groll und das Ende der Wachau.
 Von Erwin Riess.
 Salzburg/Wien: Otto Müller Verlag
 2014
 316 Seiten; EUR 21, --
 ISBN 978-3-7013-1221-4

Historische Fratze der schönen Weinseligkeit

Er hatte verstanden, was die wenigsten Germanisten und Kritiker begreifen: Daß man vor Büchern schweigen soll“ (S. 155). Wie soll man nun über ein Buch schreiben, in dem man diesen gewichtigen Satz gelesen hat?

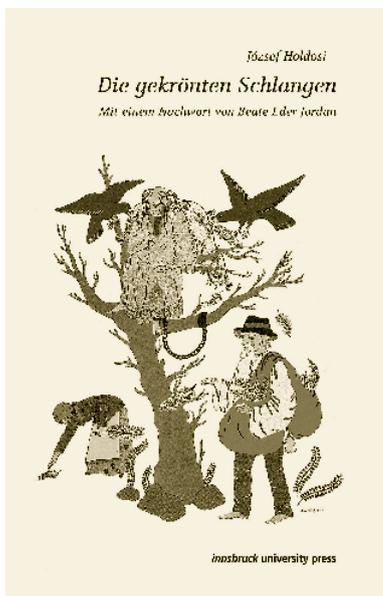
Herr Groll und das Ende der Wachau, der fünfte Groll-Roman, stellt den Rezensenten überhaupt vor eine schwierige Aufgabe. Denn es handelt sich um einen Roman, der strenggenommen eine historisch-kritische Streitschrift ist, und zugleich literarisch hochstehend.

Drei Gründe führen den Rollstuhlfahrer Groll, begleitet von seinem Kompagnon („der Dozent“), mitten in der Hitze in die Wachau. Der „Ständige Ausschuss zur vollständigen Klärung sämtlicher Welträtsel“, eine kreative Heurigenrunde in Wien-Floridsdorf, erteilt ihm den Auftrag, über die „önologische, ökologische und ökonomische Lage in der Wachau“ zu berichten. Giordano, der italoamerikanische Herausgeber einer Zeitschrift für Rollstuhlfahrer_innen, in der Groll gelegentlich publiziert, trägt ihm seinerseits auf, er solle ein interessantes Buch schreiben, dessen Veröffentlichung dann ein wohlhabender Freund finanzieren würde. Die „Ma-

dame“, Mutter des Dozenten, will wiederum, dass Groll ein wenig nach dem Rechten sehen möge, wenn der gelehrte, aber nicht mit besonders viel praktischem Sinn gesegnete Sohnemann in seiner eigenen familiären Mission in der Wachau unterwegs ist. Doch die eigentliche geheime Absicht Grolls, der – wie der Autor Erwin Riess – in der Werksiedlung der Hütte Krems, Voest Alpine, aufgewachsen ist, besteht darin, die 1968 spurlos verschwundene eigene Jugendliebe aufzuspüren. In der Wachau begegnet das Duo sogleich einem ukrainischen Geschäftsmann, der in einem teuren Auto mitsamt den beiden erwachsenen Kindern auf der Suche nach dem Ort ist, an dem sein Vater als Lagerhäftling von Nazis ermordet wurde. Durch diesen Oligarchen ebenso wie durch den windigen Schwager des Dozenten verstrickt sich das Duo rasch in mörderische Machenschaften von lokalen Weinrittern und gerät selbst in Todesgefahr.

Es ist nicht diese – wohl etwas beiläufig entworfene – Handlung, die dem neuen Groll-Buch von Erwin Riess die unvergleichliche Note verleiht. Der Autor lässt an jeder Ecke der wunderschönen Landschaft, an jeder einzelnen Traube dieser dem Wein zugewandten und von Weinstöcken diktierten Natur eine politisch brisante Geschichte lebendig werden. Mag das Antlitz der Wachau wunderschön sein, ihre historische Fratze ist hässlich und noch lebendig unter der Maske der heutigen weinseligen Schönheit. Gepaart mit den Erinnerungen Grolls an die eigene Frühjugend wird diese Geschichte der verdrängten Massenmorde und des verschleierte Unrechts zu einer Sozialgeschichte der Klassenkämpfe am Beispiel einer Region. Eine sehr lehrreiche, empfehlenswerte Lektüre.

Hakan Gürses



Die gekrönten Schlangen.
 Von József Holdosi
 Aus dem Ungarischen von Peter Scharfe.
 Mit einem Nachwort von Beate Eder-Jordan.
 Innsbruck: innsbruck university press
 2014
 306 Seiten; EUR 9,90
 ISBN 978-3-902936-31-8

Die gekrönten Schlangen

Die Straße erwachte jeden Morgen auf die gleiche Weise, ihre Verkommenheit und ihr Elend blieben unverändert ...“ So beginnt der erste Satz des großen Romans von József Holdosi (1951-2005), einem ungarischen Rom, dessen preisgekröntes Buch nun neu aufgelegt wurde.

Unverändertes Elend, diese realistische Diagnose scheint sich auch heute noch zu bewahrheiten, wenn man 36 Jahre nach dem ersten Erscheinen dieses Buches durch manche Roma-Viertel in Rumänien oder Ungarn geht, oder durch Roma-Camps an den Rändern westeuropäischer Städte. Der realistische Blick eines Insiders, der trotz Studiums und unauffälligen Lebens als Gymnasiallehrer von der ungarischen Mehrheitsbevölkerung als Außenseiter, als „Zigeuner“ wahrgenommen wurde, zeichnet dieses Buch aus. In einer manchmal drastischen Darstellung, die nur einem Mitglied der Roma-Gesellschaft selbst zusteht, werden Schwächen und Ohnmacht der Volksgruppe am Beispiel des Schicksals mehrerer Generationen geschildert. Alle Protagonisten des Romans sterben, bei ihrem Tod stirbt auch jeweils eine Schlange, Symbol für am Boden kriechende Lebewesen zweifelhafter Reputation.

Aber da gibt es den zweiten Teil dieses Einleitungssatzes: „... ihre Häuser wurden zusammengehalten von Stroh, Wasser, Erde und der Kraft stampfender Füße wie seit Jahrzehnten ...“ Da ist von Zusammenhalt die Rede und von der Kraft stampfender Füße. Und genau dieser zweite Blickwinkel – der auf die Energie, sich aus diesem Elend loszu trampeln, auf das Vertrauen in die konstruktive Macht der Urelemente unserer Welt, auf den Einfluss des Übernatürlichen und Mythischen wie auf die Wirkkraft des zornigen Aufstampfens gegen die Ungerechtigkeit –, der macht dieses Buch so lesenswert und aktuell.

Ja, das politische Engagement auf Seiten der Linken scheitert, ja, es gibt die Auseinandersetzungen zwischen Romungros und rumänischen Roma, also zwischen Autochthonen und Zugewanderten, ja, es ist zum Verrücktwerden, wenn man sich auf die Suche nach der

Urmusik der Roma, nach einem identitätsstiftenden Merkmal der eigenen Kultur macht, all das wird in diesem Roman an einzelnen Lebensschicksalen von Mitgliedern der Familie Kánya eindrücklich dargestellt. Aber da ist auch der Widerstand eines Deserteurs, da ist auch die unbändige Liebe zwischen Mitgliedern verschiedener Gruppen, da gibt es zwar die Schlangen, aber sie tragen Kronen.

Warum nehmen wir aus der Dominanzgesellschaft die Kronen der von uns zum Kriechen Verdammten nicht wahr? Warum erkennen wir nicht die Kraft, trotz Vernichtung im Holocaust und trotz des Niederwalzens von Siedlungen mit Bulldozern immer wieder neue Häuser und Existenzen aus dem Boden zu stampfen? Und warum nützen wir diese Energie so wenig? Haben zu wenige Entscheidungsträger dieses Buch gelesen?

Gernot Haupt

Keiner kommt hier lebend rein

Ein weiteres satirisches Lesedrama aus der Feder Richard Schubers, bereits zwei Jahre vor der bislang größten Flüchtlingskatastrophe vor Lampedusa im Oktober 2013 verfasst, hat kürzlich der Drava Verlag aufgelegt. Doch die dubiosen Aktivitäten der Grenzschutzbehörde bilden nur den Rahmen des Stücks.

Schuberth verbittet sich jegliche moralische Anklage, die er als selbstverständlich voraussetzt, und zielt mit seiner Satire auf erlesene Ziele: auf uns alle, die wir uns bereits auf der human richtigen Seite wähnen und für höhere Flüchtlingsquoten eintreten, damit um ein paar tausend Verdammte weniger ihr Dasein auf unseren Müllhalden fristen müssen. Im konkreten Fall eine Arte-Aufdeckungsjournalistin, die sich stets vor die Objekte ihres Engagements zu drängen weiß, eine Berliner „Sex-Art-Künstlerin“, die Refugees gerne in Installationen verwandelt, und ein larmoyanter Frontex-Offizier, der aus idealistischen Gründen bei den Grenzschützern anheuert, weil er als Greenpeace-Aktivist bereits eine Walrettung verbockt hatte. Sie alle plus ein stummer Afrikaner (der sich von seinen Kennnissen diverser Waldialekte besondere Chancen im tierfreundlichen Europa verspricht) landen nach der Kollision eines Frontex-Schiffs mit einem Flüchtlingsboot auf einer verlassen Insel. Schnell ist der Lack der Zivilisation ab, Kannibalismus unausweichlich.

Wer bereits bei Schubers letzten Dramengrotesken glaubte, seine Mischung aus analytischem und bodenlosem Witz, aus Sprachvirtuosität und surrealem Humor sei bis zum Anschlag in den Gesellschaftskörper gebohrt worden, der wird merken, dass er mit *Frontex* noch eine Windung mehr ausprobiert. Heraus kommt ein Werk, das wie die Gemeinschaftsarbeit von Brecht, Buñuel, Kraus, Dario Fo, Matt Groening und Monty Python anmutet. Der Autor treibt mit dem Schrecken Späße, das macht das Stück erfrischend wie eine Mittelmeerbrise. Als hätte er einen prallen Köder ausgelegt, damit endlich der Vorwurf der Geschmacklosigkeit zuschnappt, nur um stante pede darlegen zu können, wer und was in diesem System wirklich geschmacklos ist. Und siehe da, das Drama leistet dies mit Bravour – z. B. im dämonischen Monolog des stummen Afrikaners, in dem er die gar nicht erfreuliche Zukunft Europas beschwört und nebenbei auch erklärt, warum das „mit billiger Empörung gebeizte Fleisch“ von Humanisten besser als das „ängstliche Rassistenfleisch“ mundet.

In der Figur des Frontex-PR-Sprechers Dennis Quartermain, eines abgetakelten britischen Comedian, steht der Humor als konformistische Kraft selbst vor Gericht. Keiner von Quartermains Witzen ist komisch, das macht sie komisch bis zur Schmerzgrenze, neben Angela Merkels Evita-Parodie („Don't Cry for Me, Children of Africa“) sind seine Auftritte in der Asyl-Casting-Show und als Selbstfindungscoach im libyschen Anhaltelager Nuova Esperanza (!) die schrecklich-genusslichen Höhepunkte von Schubers Hochseilakt zwischen Tief und Absurdität.

„Neben bizarren Wendungen und Musiceinlagen“, so steht es treffend im Klappentext, „führt *Frontex – Keiner kommt hier lebend rein* eine Welt vor, wo alle, gute wie schlechte, kritische wie angepasste Menschen, einander verwerten, bis zur letzten Faser der Identität und manchmal auch bis zur letzten Faser des Lendenstücks.“ Die Cover-Illustration stammt übrigens vom Autor selbst.

Abu Mussa



Frontex.
Keiner kommt hier lebend rein.
Eine mediterrane Groteske.
Von Richard Schubert.
Klagenfurt: Drava 2014
110 Seiten; EUR 16,80
ISBN: 978-3-85435-744-5

Fit für das Österreichische Sport- und Turnabzeichen (ÖSTA)

Bewegung macht Spaß und ist gesund – und dann gibt's auch noch eine Belohnung dafür ...

Das **Österreichische Sport- und Turnabzeichen für Jugendliche (ÖSTA-J)** ist eine Anerkennung für vielfältige sportliche Leistungen.

Für fünf Leistungsprüfungen winkt eine **Urkunde vom Sportministerium** sowie **Stoff- und Metallabzeichen**.

Los geht's für Mädchen und Buben ab dem Erreichen des 14. Lebensjahres.



Das Europa-Jugend sportabzeichen

Wer das ÖSTA-J in Silber oder Gold erworben hat, darf auch das Europa-Jugend sportabzeichen tragen, welches gleichzeitig verliehen wird.

Weitere Informationen gibt's unter www.oesta.at und in der **ÖSTA-Geschäftsstelle im Sportministerium** 1040 Wien, Prinz-Eugen-Straße 12, Tel. +43 1 50199 DW 5230 od. 5231 Fax +43 1 505 54 56, E-Mail: sport.austria@sport.gv.at



stimme 94 »

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Bild und Politik

Ein Bild kann tausend Worte schweigen

Im Zusammenhang mit der Berichterstattung über Rassismus werden ausschließlich Bilder von Springerstiefeln und Glatzen gezeigt. Damit wir überzeugt sind, dass der Rassismus nichts mit uns, mit der „Normalität“ zu tun hat? Und wenn es um Beiträge zu Integration und Migration geht, sind die beliebtesten Motive solche mit Kopftuchträgerinnen ohne die dazugehörigen Gesichter. Beispiele für die stereotype bildliche Darstellung von einzelnen Minderheitengruppen sind beliebig erweiterbar. In der Frühjahrsausgabe der Stimme beschäftigen wir uns mit Bildern und deren Auswirkungen auf die Wahrnehmung einzelner gesellschaftlicher Gruppen. Gleichzeitig sollen auch bildliche Selbstrepräsentationen in den Blick genommen werden.

stimme *Abonnieren!*

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit 23 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.

Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der Initiative Minderheiten bekommen Sie die **stimme** kostenlos.

Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: office@initiative.minderheiten.at

Auf ein Wiederlesen!

Ich möchte ein **stimme**-Jahres-Abo bestellen

Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Ich möchte ein **stimme**-Zweijahres-Abo bestellen

Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Vorname(n):

Nachname(n):

Adresse:

E-Mail:

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:
Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-
Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,-
Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft EUR 25,-
Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Aboverwaltung: Kai Kovrigar
Tel. & Fax: (+43 1) 9669001
abo@initiative.minderheiten.at
www.initiative.minderheiten.at
www.zeitschrift-stimme.at

ERFOLGREICH AM ARBEITSMARKT

Sozialministeriumservice unterstützt Menschen mit Behinderung und benachteiligte Jugendliche

sozial
MINISTERIUM
Service



Aykol hat seinen Weg gemacht. Der junge Mann mit türkischen Wurzeln hat seit einem Monat eine Lehrstelle. Nach einer kurzen Berufserprobung bei einer Gebäudereinigungsfirma stand für ihn fest, dass das der richtige Beruf für ihn ist. Zwar hatte er zu Beginn seiner Lehrzeit noch ein paar Probleme, aber mit Unterstützung des Jugendcoachings und der Jugendarbeitsassistenz sind diese nun überwunden.

Das Jugendcoaching und die Arbeitsassistenz sind zwei Angebote des **Netzwerkes Berufliche Integration (NEBA)**, die österreichweit, kostenfrei angeboten und durch das Sozialministeriumservice finanziert werden.

Im Jugendcoaching lernen Jugendliche ihre persönlichen Fähigkeiten kennen, finden ihre beruflichen Interessen heraus und erhalten Informationen über weitere Schulen oder Ausbildungsvarianten.

Die Arbeitsassistenz unterstützt bei einer Arbeitsplatz- oder Lehrstellensuche und hilft auch bei der Sicherung von Arbeitsplätzen und Bewältigung von Krisen.

Laufende Unterstützung bei der Integrativen Berufsausbildung erhält Aykol jetzt von der Berufsausbildungsassistenz, die ihm bei der Bewältigung der Lerninhalte in der Berufsschule hilft und ihn auch auf seine Abschlussprüfung vorbereiten wird.

Im Netzwerk wird aber auch Jobcoaching angeboten, um die Stärken von Menschen mit Behinderung mehr herauszuarbeiten und am konkreten Arbeitsplatz zu trainieren.

Trainingsmöglichkeiten gibt es ab Jänner 2015 auch in einer neuen Leistung, die darauf abzielt, Jugendliche für eine weitere Ausbildung fit zu machen.

NEBA bietet aber nicht nur Unterstützung für Jugendliche, sondern deckt das gesamte Altersspektrum von 15 bis 65 Jahren ab. 2013 haben über 140 Anbieter/innen des Netzwerkes mehr als 47.000 Personen betreut.

Das Sozialministeriumservice hat diese Unterstützung mit 54,8 Millionen Euro finanziert.

Weitere Informationen und Kontaktdaten aller Anbieter/innen unter www.neba.at.



» nächste **stimme** erscheint im März 2015

Erscheinungsort: Innsbruck | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck | P.b. | Bürgerinitiative Demokratisch Leben | Stimme Nr. 93 | Aufgabepostamt: 1239 Wien | Zulassungsnummer: GZ.02Z03/1472 S
Österreichische Post AG/Sponsoring Post | Rücksendeadresse: Initiative Minderheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien | ISSN: 2306-9287

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

KUNST

BM | BF

bmwfi
Bundesministerium für
Wirtschaft, Familie und Jugend

WIEN
KULTUR 

 kultur
burgenland


tirol
Unser Land